

# von Weimar



Reader zur Exkursion vom 12. Mai bis 16. Mai 2001 Bauhaus-Universität Weimar e+gel l Prof. Hubert Rieß

## Programm

# Samstag, 12. Mai 2001

## 5:00 Abfahrt Weimar

## 13:00 St.Pölten

Landesbauten NÖ/Festspielhaus, Klaus Kada, 1994. Landesbibliothek und NÖ-Landesarchiv, Katzenberger & Bily, Michael Loudon, 1992.

ORF-Landesstudio NÖ, Gustav Peichl, Rudolf F. Weber, 1997.

Shedhalle, Hans Hollein, 1997. Wohnhausanlage, Imschlager & Eberle, 1995

## 18:00 Ankunft in Wien

Jugendherberge der Stadt Wien Myrthengasse 7, 1070 Wien Tel. 0043-1-523 63 16 Fax 0043-1-523 58 49

## Sonntag, 13. Mai 2001

## Wien

Innere Stadt, Hofburg, Loos-Haus am Michaelerplatz, Haas-Haus, Stephansdom.

Museumsquartier, Ortner & Ortner, 1990-2001. Karl-Marx-Hof, Karl Ehn, 1927-1930. Werkbundsiedlung, leitender Arch. Josef Frank.

# Montag, 14. Mai 2001

## Wien

Donauplatte, Krischanitz, Loudon, Cufer, Hollein, Tesar, Czech, 1998-2000.

Twin Tower, Massimiliano Fukas, 1998–2000. Mischek-Tower, Roman Delugan/Elke Delugan-Meissl, 1998–1999.

Andromeda Tower, Prof. W. Holzbauer, 1995-1998. Wohnpark Neue Donau, Harry Seidler & Associates, 1993-1998.

Wohnturm, NFOG (Peter Nigst, Franco Fonatti, Marco Ostertag, Horst Gaisrucker).

Wohnriegel, Michael Loudon, 1997-1999.

Wohn- und Bürohochhaus, Coop Himmelb(I)au, 1996.

Millenium Tower, Gustav Peichl, Boris Podrecca und Rudolf Weber, 1999.

Gasometer, Coop Himmelb(I)au, Manfred Wehdorn, Wilhelm Holzbauer, J. Nouvel, im Bau.

IZD Tower, Thomas Feiger, 1998-2001.

Volks- und Sportmittelschule, Nehrer + Medek, 2000. Compact-City, Bus-Architekten, Fertigstellung 2001. Wohnpark Alt-Erlaa, Harry Glück, 1973.

Der Tag steht unter der Leitung des Architekturzentrums Wien: www.azw.at.

# abends Fahrt nach Linz/Leonding

## Dienstag, 15. Mai 2001

#### Linz

Holzgasse, Siedlung, Thomas Herzog, 1994-1996. Siedlung Linz-Ebelsberg/Ennsfeld, Franz Riepl, 1996. Design Center Linz, Thomas Herzog, Hanns Jörg Schrade, 1988-1993.

Austria Tabakwerke, Peter Behrens, Alexander Popp. Offenes Kulturhaus Linz, O. K., Umbau, Riepl + Riepl, 1995.

Termin mit dem Statiker Dipl.-Ing. Karl Födermayr von Födermayr & Ott und Vor-Ort-Termin mit Soziologen Prof. Dr. Josef Lins.

## Leonding

Grundstücksbesichtigung, freie Verfügung

# Mittwoch, 16. Mai 2001

## Linz

Kirche zur Hl. Theresie, Losensteinerstrasse 6, Rudolf Schwarz, 1958.

Linz-Puchenau, Siedlung, Roland Rainer, seit 1963.

## 14:00 Abfahrt in Linz

## 22:00 Ankunft in Weimar

## Wien

calypso

ich was not yet in brasilien nach brasilien wulld ich laik du go

wer de wimen arr so ander so quait ander denn anderwo

ich was not yet in brasilien nach brasilien wulld ich laik du go

als ich anderschdehn mange lanquidsch will ich anderschdehn auch lanquidsch in rioo

ich was not yet in brasilien nach brasilien wulld ich laik du go

wenn de senden mi across de meer wai mi not senden wer ich wulld laik du go

yes yes de senden mi across de meer wer ich was not yet ich laik du go sehr

ich was not yet in brasilien yes nach brasilien wulld ich laik du go

aus: Laut und Luise, Reclam, Stuttgart, 1976



hünpisch

per hunp qellt wepelt dißt unp schnuddert

aus: Sprechblasen, Reclam, Stuttgart, 1979

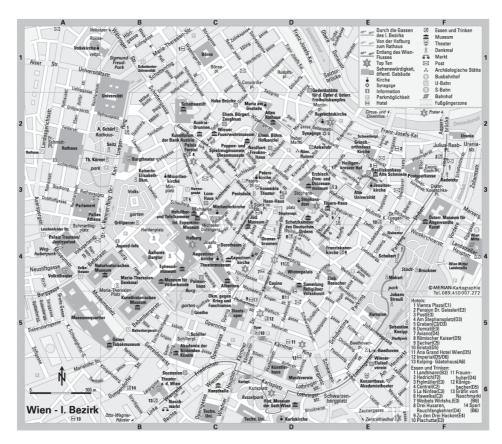
> Ernst Jandl Kurzbiografie

Geboren am 1. August 1925 in Wien.

Ab 1943 Militärdienst, 1946 Entlassung aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft. Studium der Germanistik und Anglistik an der Universität Wien. 1949 Lehramtsprüfung. Bis 1979 Gymnasiallehrer in Wien, unterbrochen von Auftritten, mehrmonatigen Vortragsreisen und Lehraufträgen im In- und Ausland (England, Deutschland, USA). 1952 erste literarische Veröffentlichungen in der Zeitschrift »Neue Wege«. Ab 1954 enge Kontakte zu Gerhard Rühm, H. C. Artmann und Friederike Mayröcker.

Gestorben am 9. Juni 2000 in Wien.

www.literaturhaus.at



# Wien

Was verbindet man nicht alles mit der Millionenmetropole an der schönen blauen Donau«? Wenn von schwungvollen Walzern und süffigem Wein, süßen Mädchen und flaumigen Mehlspeisen, weißen Pferden und singenden Knaben, großem Charme und kleinen Würstchen die Rede ist, weiß jedermann sofort, wo sich all dieses findet: »Wien, Wien, nur du allein sollst stets die Stadt meiner Träume sein.« Mit diesen Worten beginnt übrigens eines der beliebtesten Heurigenlieder, das jedem Auslands-Wiener sogleich die Tränen der Rührung in die Augen treibt. Doch davon später, vorerst wollen einmal die sattsam bekannten Klischees hinterfragt werden. Gibt es das Wien der Weinseligkeit im Dreivierteltakt, in dem die Sängerknaben jubeln und die Lipizzaner tanzen, die Schnitzel über den Tellerrand hinausragen und süße Sünden an jeder Ecke lauern, tatsächlich noch? Oder ist das alles nur ein einziger »Schmäh«, wie man hierzulande zu einer schamlosen Übertreibung sagt?

Die Antwort ist ebenso kryptisch wie typisch wienerisch: »Sie wünschen – wir spielen!« Im Klartext: Wer auf dem Nostalgie-Trip ist, kann all seine Vorstellungen verwirklichen. Er wird die Spanische Hofreitschule und Schloß Schönbrunn aufsuchen, im »Sacher« dinieren und sich auf einem eleganten Ball zu Strauß-Melodien bis zum Morgengrauen im Kreise drehen. Andere wiederum werden auf ihrer Suche nach dem »echten Wien« ganz andere – und nicht minder reizvolle – Erfahrungen machen. Kaum eine Metropole im Herzen Europas kann es nämlich mit dem Facettenreichtum dieser Stadt aufnehmen, die sich einmal als

## Wien allgemein

umjubelte Diva und dann wieder als einfache Vorstadtschönheit präsentiert. Vom grellgeschminkten Straßenmädchen bis zur bahnbrechenden Intellektuellen hat die große alte Dame Wien sämtliche Rollen im Repertoire.

Derzeit auf dem Spielplan: Jugendliche Progressive in konservativem Kostüm. Denn wie ein Blick zurück beweist, Endzeitstimmungen vor Jahrhundertwenden wirken an der Donau stets als Verjüngungskur. Und weil diesmal sogar ein Countdown für ein Jahrtausend läuft, ist Wien derzeit vielleicht sogar die interessanteste Hauptstadt Europas.

Viele namhafte österreichische Künstler kehren nach oft jahrzehntelangem Auslandsaufenthalt in ihre Bundeshauptstadt zurück. Dank ihrer Musenküsse räkelt sich die aus ihrem Dornröschenschlaf erwachte Donau-Prinzessin und gibt sich so innovativ wie schon lange nicht mehr: Ob Theater oder Oper, Kabarett oder Musical, Wien setzt auf großen und kleinen Bühnen ebenso Trends und Akzente wie in den neuerdings von engagierten, experimentierfreudigen Direktionen geführten Museen. Galerien mit den Werken zeitgenössischer Maler schießen wie Pilze aus dem Boden, und wer es darauf anlegt, kann an einem Abend nicht selten gleich mehrere Vernissagen besuchen. Kurzum, die Kulturszene boomt - und eine Ende ist noch lange nicht abzusehen.

Kaum vorstellbar erscheint es heute, daß Wien noch vor wenig mehr als einem Jahrzehnt in Provinzialismus und Langeweile zu ersticken drohte. Als gerade noch rechtzeitig der Eiserne Vorhang fiel, wurde die einstige Hauptstadt eines riesigen Reichs endlich aus ihrer Isolation als östlichstes Bollwerk für den freien Westen erlöst. Den Preis der Freiheit bekommen die Wiener allerdings im täglichen Verkehrschaos recht empfindlich zu spüren, denn die Öffnung der Grenzen bescherte Ostösterreich gleichsam über Nacht einen Transitverkehr von ungeahntem Ausmaß. Daß sich die Umweltbelastungen dennoch in Grenzen halten, verdankt die Millionenstadt freilich nicht etwa einer zukunftsorientierten Politik der amtierenden Stadtväter, sondern einzig und allein der Air condition aus dem Wienerwald. Der naturgeschützte und mit einem strikten Bauverbot belegte Grüngürtel sorgt nämlich stets für frischen Wind und hält die Schadstoffbelastung einigermaßen in Grenzen.

Vergleichsweise gute Luft und quellfrisches Wasser aus den steirischen Bergen, welche europäische Metropole kann sich heute noch solch einer Lebensqualität rühmen – Wien, nur du allein! Das steht für jeden, der mit Donauwasser getauft wurde, außer Frage.

Womit wir wieder bei den eingangs erwähnten Klischees gelandet wären. Tatsächlich sind die Wiener jenem Bild, das sich das Ausland von ihnen macht, verblüffend ähnlich: Weinselig und sentimental, wenn nach einigen »Vierteln« beim Heurigen die Musik aufspielt, walzerselig und charmant, sobald die Ballsaison beginnt. Ob daheim oder am besten gleich auf dem Stephansplatz tanzt man zur heimlichen Hymne »An der schönen blauen Donau« ins neue Jahr. Dreivierteltakt als Lebensrhythmus, daran hat sich seit den unsterblichen Strauß-Kompositionen ebenso wenig geändert wie in den Wirtshausküchen.

Ungeachtet aller Schlankheitstrends genieBen die begnadeten Schlemmer ihre Schnitzel,
Schweinsbraten und Mehlspeisen. Weshalb
auch den Gürtel enger schnallen, wenn doch
morgen schon alles vorbei sein kann? Barock
wie die prächtigsten Bauten der Stadt ist auch
das Credo ihrer Einwohner, die mit der Allgegenwart des Todes zu leben gelernt haben. Es
gibt kaum ein Wiener Lied, das nicht vom Sterben erzählt: »Verkauft's mei Gwand, i fahr' in
Himmel« wird ebenso gern mit Inbrunst gesungen wie »Kinder, wegn mir braucht's ka
Trauerg'wand«. Nichts geht über eine »schöne
Leich'«, weshalb man auf das eigene Begräbnis
oft jahrzehntelang spart.

»In Wien bin i, da bleib i und da möcht i sterb'n«: Allein auf dem noch im 19. Jh. eröffneten Zentralfriedhof werden bis zur Jahrtausendwende mehr als 3 Mio. Menschen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Und das in bester Gesellschaft, befinden sich doch im Zentrum dieser gigantischen, 2,4 km√großen Nekropole die Ehrengräber der berühmtesten Töchter und Söhne des Landes. Nicht auf dem Stephansplatz, sondern hier schlägt das wahre Herz Wiens, das sich seit jeher perfekt auf die Kunst verstand, seine Klischees mit Leben und sein Leben mit Klischees zu füllen. Erst wenn man durch diese Toten-Alleen mit ihren bisweilen lächerlich-pompösen, dann wieder ergreifend-schlichten Monumenten wandelt, wird man bis auf den dunklen Grund der Seele dieser Stadt blicken können.

Und wird vielleicht am Grab eines Mannes innehalten, der die leidenschaftliche Liebe zu seiner Heimat stets erfolgreich hinter bitterbösem Sarkasmus verstecken konnte - bis er daran fast zerbrochen ist: Helmut Qualtinger, jahrzehntelang erkorenes Feindbild all jener, die er mit seiner Satire vom »Herrn Karl« gezwungen hat, in einem unbarmherzigen Spiegel die eigenen Abgründe zu erblicken. Wie gut »Quasi« seine Landsleute kannte und wie sehr er unter dieser urwiener Eigenschaft litt, beweisen die Worte, mit denen sich der posthum Hochverehrte kurz vor seinem Tod noch einmal ins Stammbuch seiner Stadt eingetragen hat: »In Wien mußt erst sterben, damit sie dich hochleben lassen. Aber dann lebst lang ...«

## Steckbrief Wien

# Gründung

Neben dem römischen Militärlager Vindobona entsteht bereits um 100 n. Chr. eine Zivilstadt, die unter den Babenbergern im 13. Jh. Stadtrecht erhält. 1922 wird dem im 19. Jh. zur Millionenmetropole gewachsenen Wien der Status eines eigenen Bundeslandes verliehen.

# Größe

41.500 ha, davon 13.300 ha verbaut und 5.700 ha Verkehrsflächen. Parkanlagen, Gärten und Wälder umfassen 20.500 ha, 1.950 ha sind von Gewässern bedeckt.

#### Bevölkerung

1,6 Mio. Einwohner mit einem Ausländeranteil von mehr als 10%. Wien ist in 23 Bezirke gegliedert und beherbergt als Hauptstadt der Republik Österreich den Sitz der Regierung und aller Ministerien.

### Superlative

Mit dem »Goldenen Saal« des Musikvereins besitzt Wien den schönsten Konzertsaal und mit dem Prunksaal der Nationalbibliothek den prächtigsten Bibliotheksraum der Welt. Der Friedhof St. Marx ist der besterhaltene Biedermeierfriedhof von ganz Europa, das Burgtheater gilt als die erste Bühne des deutschsprachigen Raums und die Wiener Philharmoniker sind nicht nur das teuerste, sondern auch unumstritten das weltbeste Orchester.



## Stephansdom

Stephansplatz. Besichtigung des Innenraums tgl. 6-22 Uhr, Führungen Mo-Sa 10.30, 15 Uhr, So und feiertags 15 Uhr, Juni-Sept. auch Sa 19 Uhr, Juli und Aug. auch Fr 19 Uhr, U-Bahn: U1, U3 (Stephansplatz).

Eine der schönsten gotischen Kathedralen der Welt und unbestritten Wiens Wahrzeichen Nummer eins, heiß geliebt und viel besungen: Die Baugeschichte des Stephansdoms beginnt im 12. Jh. (älteste Teile: Riesentor und Heidentürme, romanisch). Der gotische Umbau erfolgte 1304–1433 (Hallenchor, 107,2 m langes, dreischiffiges Langhaus, 136,5 m hoher Südturm). Der unvollendete Nordturm (68,3 m) wurde 1579 mit einem Helm im Renaissancestil bekrönt.

In der Gegenreformation erhielt der Dom eine zum Teil barocke Ausschmückung. Künstlerische Höhepunkte sind das Ende des 15. Jh. von Niclas Gerhart van Leyden errichtete monumentale Grabmal Kaiser Friedrich III. aus rotem Marmor, die von Dombaumeister Anton Pilgram um 1514/15 geschaffene Kanzel, unter deren Treppe sich der Meister selbst als »Fenstergucker« verewigt hat, der Wiener Neustädter Altar, ein gotischer Flügelaltar von 1447, die sogenannte »Dienstboten-Madonna« (um 1325) und der »Zahnweh-Herrgott« (um 1420), die gotische Skulptur des Schmerzensmanns.

Der Stephansdom wurde in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs durch einen Brand schwer beschädigt, bei dem die Riesenglocke im Nordturm, »Pummerin« genannt, zu Boden fiel und zerschellte. Der Wiederaufbau des Gotteshauses (bis 1948) war eine Herzensangelegenheit aller Österreicher, die trotz der damals schwierigen Zeiten reichlich Geld spendeten. Auch die mehr als 21 t schwere »Pummerin«, wurde neu gegossen und 1952 eingeweiht. Sie läutet heute bei besonderen Anlässen, z. B. zum Jahreswechsel.



## Hofburg

Michaelerplatz/Josefsplatz/Heldenplatz/Ball-hausplatz. Besichtigungszeiten: tgl. 9-17 Uhr, Führungen zu jeder vollen Stunde bis 16 Uhr, Sa, So auch Kinderführungen; U-Bahn: U3 (Herrengasse), Straßenbahn: 1, 2.

Die Hofburg, bis 1918 Residenz der Kaiser, erlitt ein »österreichisches Schicksal«: Sieben Jahrhunderte wurde daran gebaut, aber der Gesamtkomplex, wie einmal vorgesehen, niemals fertiggestellt. Architektonisch sind so gut wie alle Stilrichtungen – von Gotik bis zum Jugendstil – vertreten.

Von der mittelalterlichen, unter Böhmenkönig Ottokar II. begonnenen Burg ist heute nur die gotische Apsis der Burgkapelle erhalten. Mit der Machtzunahme der Habsburger erfolgte auch der weitere Ausbau der Hofburg: Im 16. Jh. entstanden die Stallburg (jetzt Stallungen der Lipizzaner der Spanischen Reitschule, nicht zu besichtigen) und der Amalientrakt (Apartments der Kaiserin Elisabeth als Teil der Schauräume zugänglich); im 17. Jh. der Leopoldinische Trakt (seit 1947 Amtsräume des Bundespräsidenten); im 18. Jh. der Reichskanzleitrakt (nach den Entwürfen der großen Barockbaumeister Lukas von Hildebrandt und Joseph Emanuel Fischer von Erlach; heute Schauräume mit Kaiser-Apartments sowie Hofsilber- und Tafelkammer), die Hofbibliothek (heute Nationalbibliothek) und die Winterreitschule (Vorführungen der Spanischen Reitschule).

Im 19. Jh. folgten – zum Teil auf dem Areal des abgerissenen alten Burgtheaters – der Michaelertrakt (nach einem veränderten Entwurf Fischer von Erlachs) und um die Wende zum 20. Jh. die Neue Burg (heute Dependancen des Kunsthistorischen Museums und der Nationalbibliothek). Gegenüber der Ringstraße wird der Heldenplatz nur vom Äußeren Burgtor (1821–24 errichtet) begrenzt und läuft auf einer Seite in den Volksgarten aus.



## Rathaus

Das Rathaus wurde von 1872 bis 1883 gebaut. Dieses massive Gebäude wurde komplett im gotischen Stil von dem Ar-

chitekten Friedrich Schmidt entworfen. Genauso wie die anderen wichtigen Gebäude befindet sich dieses an der Ringstrasse



## Universität

Bauten an der Universität gingen von 1873 bis 1884. Dieses im Renaissance-Stil gebaute Gebäude ist ein Symbol der liberalen Kultur Wiens der damaligen Zeit. Der Architekt Heinrich Ferstel, der vor

1828 geboren wurde, gehörte zu einen der politisch flexibelsten Architekten der Zeit. Er hat aber nie die Vollendung seines Werkes gesehen, da er 1883 starb. Die Universität befindet sich genauso wie andere wichtige Gebäude an der Ringstrasse. Für weitere Information besuchen Sie doch bitte die Webpage der Universität.

#### Burgtheater

Das Burgtheater wurde von 1874 bis 1888 gebaut. Um die Symbolik des Theater, wo sich die Adligen genauso wie das Volk trafen noch stärker hervorzuheben wurde es im Baroque-Stil gebaut. Die Decke wurde von dem renommierten Maler Gustav Klimt dekoriert. Klimt wurde am 14.7.1862 in Wien geboren. Als Hauptvertreter des Wiener Jugendstils entwickelte er eine flächige ornamentalen Stiel. Bedeutend ist sein sensibles, oft erotisches Werk. Er starb am 6.2.1918. Wie die Oper und das Kunstmuseum bat das Burgtheater einen sozialen Treffpunkt die alte Aristokratie und die neue bourgeois Elite. Wie die Oper und das Kunstmuseum bat das Burgtheater einen sozialen Treffpunkt die alte Aristokratie und die neue bourgeois Elite.



## **Parlament**

Das Parlament wurde 1883 an der Ringstrasse beendet. Der dänische Architekt Theophil Hansen, der von 1813 bis

1891 lebte, benutzte den klassischen griechischen Stiel um dem Gebäude eine grandiose Fassade zu geben und um es "nobel« erscheinen zu lassen. Während des austro-preußischen Krieges 1866 wurden aber alle Pläne gestoppt. Aber nach dem Krieg wurden keine Kosten gespart, um Hansen mit den teuersten Baumaterialien zu versorgen. Alle Kleinigkeiten hat Hansen so entworfen, um das Gebäudes noch grösser und grandioser erscheinen zu lassen.

## Postsparkassenamt

Das Postsparkassenamt wurde von Otto Wagner entworfen und dann 1906 gebaut. Dieses

Gebäude wird noch heute als eines der wichtigsten architektonischen Werke betrachtet. Wagner hat die Funktionalität und die Struktur bis in das kleinste Detail durchdacht und entworfen. Die Fassade ist mit Marmorplatten belegt, die mit Aluminiumbolzen »scheinbefestigt« sind. Die Innenarchitektur wurde, wie in vielen von Wagners Gebäuden, von ihm selbst entworfen, um alles in das Gesamtkonzept des Gebäudes zu bringen.

Otto Wagner wurde am 13.7.1841 in Wien geboren. Er führte dort eine funktional gemäßigte Jugendstielarchitektur ein und überwand sie mit dem Stiel des »Nutzstils«. Dieser kaschiert nicht mehr die Konstruktionsprinzipien, sondern nutzt sie als gestalterische Elemente. Wagner entwarf zahlreiche Zweckbauten. Karlsplatz Stadtbahn Station (1897), Postsparkassenamt (1906). Er starb in Wien am 11.4.1918

#### Hundertwasserhaus

Löwengasse/Kegelgasse, Straßenbahn: N. Der österreichische Maler und Öko-Apostel Friedensreich Hundertwasser, dem gerade Linien ein Gräuel sind, durfte sich in der ersten Hälfte der 80er Jahre mit einem kommunalen Wohnbau selbst verwirklichen. Das buntscheckige Haus der bewußten Unregelmäßigkeiten, das mit Rücksicht auf seine Bewohner nur von außen zu besichtigen ist, avancierte zu einer der meistbesuchten Touristenattraktionen: ein farbenfrohes, an allen Ecken und Enden begrüntes Wohn-Disneyland inmitten grauer Mietskasernen.

Ganz in der Nähe, in der Weißgerbergase 13, steht das KunstHaus Wien (tgl. 10-19 Uhr) mit Hundertwasser-Museum und Wechselausstellungen.

## Prater

U-Bahn: U1 (Praterstern).Das riesige Augebiet war bis zur Regierungszeit von Kaiser Joseph II. dem Herrscherhaus als Jagdgelände vorbehalten, seit 1766 steht es der Öffentlichkeit als zentrumsnahe Erholungslandschaft zur Verfügung. Am Rand des Grüngebiets befindet sich

der Vergnügungspark »Wurstelprater« mit dem so bekannten Riesenrad.

## Die sieben Todsünden

Wiener Dialekt reden zu wollen. Es gelingt ohnedies nie, schmerzt Einheimische in den Ohren und wird als plumpe Anbiederung interpretiert. – Zu jemandem »Servus« sagen, den man siezt. - Beim Trinkgeld knausern oder übertreiben. Nur Pfennigfuchser lassen sich auf den Groschen genau herausgeben! Viel mehr als 10% Aufrundung wiederum gelten als großkotzig. - Handkuß wörtlich nehmen. Jegliche Lippen-Haut-Berührung ist verpönt, es wird nur markiert, nicht etwa geschmatzt. - Beim Heurigen den schönen Rhein besingen. Auch wenn zu fortgeschrittener Stunde nicht nur die Donau blau ist! - Kaffee mit Betonung auf der ersten Silbe bestellen. Jeder Wiener Cafétier würde für diese sprachliche Desavouierung seiner Siedekunst am liebsten Lokalverbot erteilen. Korrekt ist ein langgezogenes helles »e«, wobei damit noch lange nicht klar ist, was man denn nun wirklich möchte. Im Kaffeehaus gibt es nämlich keine »Kännchen«, sondern nur Schalen mit kleinen oder großen »Braunen« (mit »Obers«) respektive »Schwarze« bzw. eine »Melange« (mit aufgeschäumter Milch), die wienerische Variante des Cappuccino. - Die Größer-besser-schöner-mehr-Attitüde. Selbst wenn man daheim alles größer, besser, schöner und mehr hat, aussprechen darf man das unter gar keinen Umständen. Es sei denn, man möchte sehen, wie ein Wiener doch noch seine Contenance verliert und mit einem Begriff abgrundtiefer Verachtung kontert, für den es keine Steigerung gibt: »Typisch Piefke!«

## Unterwegs

## Mit öffentlichen Verkehrsmitteln

Mehr als 900 km umfaßt das dichte Netz der insgesamt 115 öffentlichen Verkehrslinien. Mit U-Bahn, S-Bahn, Straßenbahn und Bussen – sie verkehren 5.30-24 Uhr – können alle Sehenswürdigkeiten und Ausflugsziele bequem erreicht werden. Nachts (0.30-ca. 4 Uhr) werden

die Hauptstrecken zwischen City und Außenbezirken im Halbstundentakt von Nachtbussen (Sondertarif: 25 öS) bedient.

#### Mit dem Taxi

Adressen und Rufnummern der – allerdings nicht immer besetzten – Standplätze: Umschlag-Innenseite des Telefonbuchs, Band R-Z. Per Funk: Tel. 31300, 40100, 40123, 60160 und 91091. Die Grundgebühr beträgt 24 öS, 12 öS/km kostet die Fahrt. Aufschläge gibt es bei Funkruf sowie für Gepäck und bei Nachtfahrten.

## Küche

Die »Säulen« der Wiener Küche sind weltbekannt: Schnitzel, Apfelstrudel und Sachertorte. In einer Stadt, in der die Kochkünste aus den Ländern eines einstigen Vielvölkerstaats zusammenwirken, gibt es jedoch noch mehr Kulinarisches zu entdecken. So etwa die vielfältigen Zubereitungsarten von Rindfleisch, die sich hinter geheimnisvollen Namen verbergen wie »Tafelspitz« (ein mageres Fleisch), »Beinfleisch« (ein etwas mit Fett durchzogenes Fleisch), oder »Vanillerostbraten« (Fleisch mit Knoblauch früher als »Vanille« des kleinen Mannes gepriesen). Dutzende Variationen kennt auch das ursprünglich aus Ungarn stammende Gulasch. Und die Mehlspeisen, seinerzeit vor allem von böhmischen Köchinnen nach Wien gebracht, ersetzen oft die Hauptspeisen: Marillenknödel, Kaiserschmarrn oder Topfenpalatschinken sind einfach zu köstlich, um sie »nur« als Desserts zu probieren.

## Kulinarisches Alphabet

Offiziellen Angaben zufolge spricht man in Wien Deutsch – und gerade diese gemeinsame Sprache unterscheidet Österreicher von Deutschen, wie Karl Kraus einst treffend formulierte. Insbesondere das Wienerische kennt – ganz abgesehen von Sprachfärbung und -melodie – einige Tausend Ausdrücke, die bereits wenige hundert Kilometer nördlich kaum verstanden werden. Ihre Wurzeln liegen vor allem im Slawischen, Italienischen, Französischen und Jid-

dischen, aber auch im Mittel- und Althochdeutschen und spiegeln die einstige Universalität der Donaumonarchie wider – wie sich anhand dieser kleinen Hilfe für alles Kulinarische beweisen läßt:

Abschiedslackerl: letztes Glas Wein vor dem

Aufbruch

Achterl: Achtelliter Ananas: Erdbeere

Backhendl: paniertes, gebackenes Hähnchen

Beisl: kleine Gaststätte

Beuschel: geschnetzelte Lunge in pikanter

Sahnesoße

Blunzn: Blutwurst, auch: dumme Frau Brauner: Espresso mit einem Schuß Milch Buchteln: Hefegebäck mit Marmeladenfüllung Burenwurst: fettes, geräuchertes Würstchen Dalken: krapfenartige Süßspeise (Berliner) Doppler: Doppelliter Wein, auch: erneuerte

Schuhsohle

Dulliöh: Rausch; Eierschwammerl: Pfifferling

Eierspeis: Rührei Einbrenn: Mehlschwitze

Einspänner: Mokka im Glas mit Schlagsahne

Eiskasten: Kühlschrank

Erdäpfelschmarrn: zerkleinerte Röstkartoffeln

Faschiertes: Hackfleisch Feinspitz: Genießer fett: betrunken Fisolen: grüne Bohnen

FleischlaberIn: Frikadellen, Bouletten, Hambur-

aer

Frittaten: geschnittene Pfannkuchen

Germknödel: Hefeklöße, gefüllt mit Pflaumen-

mus

Gerstel: Gerstengrütze, auch: Geld

Geselchtes: Rauchfleisch

Golatsche: mit Quark gefüllte Süßspeise aus

Blätterteig

G'spritzter: Weinschorle

habern: essen Häferl: Tasse

Häuptelsalat: Kopfsalat

Heuriger: Lokal, in dem vornehmlich der Wein der letzten Lese (Heuriger) ausgeschenkt wird Jause: kleine Zwischenmahlzeit am Vor- oder Nachmittag

Kaiserfleisch: gebratenes Bauchfleisch

Karfiol: Blumenkohl Kelch: Kohl, auch: Streit Knofel: Knoblauch Kren: Meerrettich Krüge(r)l: Halbe, 0,5 l Bier

Laberl: längliches Brötchen, Laibchen Liptauer: pikanter Brotaufstrich

Lungenbraten: Filet Marille: Aprikose Melange: Milchkaffee Obers: süße Sahne

Oberskren: Meerrettich mit Sahne Palatschinken: Pfannkuchen

Papperl: Essen Paradeiser: Tomaten

pipperln: häufig und gerne Wein trinken

Rahm: saure Sahne Ribisel: Johannisbeere Rindsuppe: Fleischbrühe

Schanigarten: kleiner Gastgarten auf der Stra-

ße

Schmattes: Trinkgeld Seidel: 0,3 | Bier selchen: räuchern Stamperl: Schnapsglas

Stelze: Kalbs- oder Schweinshaxe, Eisbein

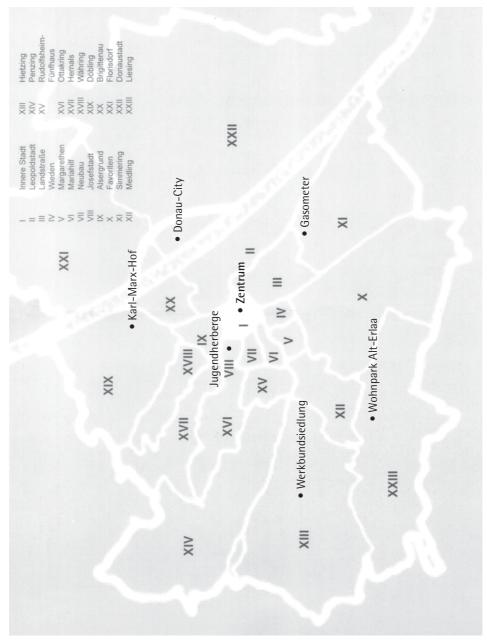
Stoppel: Korken
Topfen: Quark
Trumm: großes Stück
tschechern: ausgiebig trinken
Weckerl: längliches Brötchen
Weichsel: Sauerkirsche

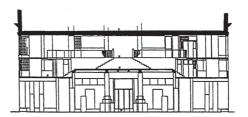
zach: zäh Zuckerl: Bonbon.

http://de.travel.yahoo.com/travel/de/europa/laender/

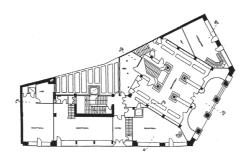
oesterreich/reiseziele/wien/welcome.html

http://www.duke.edu/~mtb5/wien/main.htm





Haus am Michaelerplatz, Schnitt



Haus am Michaelerplatz, Grundriß



Innenraum

## Loos-Haus am Michaelerplatz

# HAUS AM MICHAELERPLATZ I., MICHAELERPLATZ 3 ADOLF LOOS 1910-1912

Auftraggeber des Hauses war die Schneiderfirma Goldman & Salatsch. Es sollte ein Wohnund Geschäftshaus errichtet werden. (Die Geschäftszone umfaßte neben dem eigentlichen Verkaufsbereich auch eine Mezzanin-Galerie für die Schneiderwerkstätte.) War von Loos in den ersten Plänen noch eine durchaus konventionelle Fassadengestaltung projektiert, dies vielleicht, um die Genehmigung zum Bau nicht zu verzögern, so reduziert er in der weiteren Planungsstufe den Dekor, um in der endgültigen Fassung - seinen Grundsätzen entsprechend – gänzlich auf jeglichen Dekor zu verzichten. Daraufhin mußte auf Beschluß des Stadtbauamts der Bau eingestellt werden. Es wird ein Wettbewerb zur nachträglichen Gestaltung der »nackten« Fassade ausgeschrieben. Loos protestiert dagegen, das Preisgericht tritt zurück, und die Wettbewerbsidee ist damit begraben. Die letztendlich angebrachten Blumenkästen stellen den Kompromiß zwischen Adolf Loos und der Beamtenschaft dar. Loos selbst äußerte sich zu dem Konflikt so: »Einen merkwürdigen Fall hat die Baugeschichte Wiens zu verzeichnen. Das Arbeiten an der Fassade eines Neubaues wurde polizeilich verboten, weil sich ein Konflikt zwischen dem Architekten des Baues und dem Stadtbauamte ergeben hat, nicht weil der Architekt zu viel von seiner Kunst an den Bau verwendete, sondern, und hier ist das Novum, weil er zu wenig Ornamente anbringen wollte.« An die Stelle des in die Krise gekommenen Ornaments will Loos die Wirkung des Materials setzen: »Noch nie wurde Cipollino-Marmor in solchen Massen verwendet. Nach dem Untergange Roms gerieten die Brüche in Vergessenheit, und das Mittelalter und die Renaissance konnte nur mit dem Materiale arbeiten, das den Bauwerken der Römer entnommen wurde. Vor sechs Jahren wurden die Brüche von Euböa wieder entdeckt, und nun soll das Haus am Michaelerplatz das erste

große Bauwerk in dieser schönsten und prächtigsten aller Marmorsorten werden.

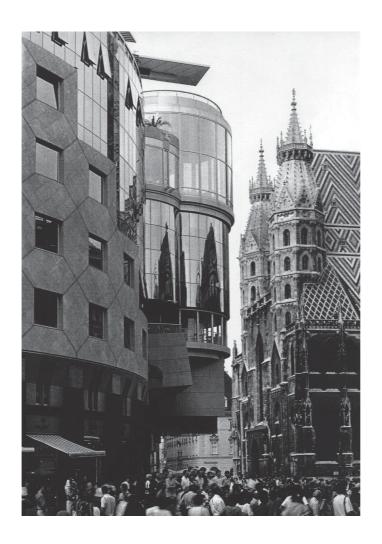
Das Looshaus am Michaelerplatz ist die architektonische Manifestation aller (Glaubens-) Grundsätze des Architekten. In seiner Theorie predigt er den völligen Verzicht auf jeglichen Dekor, dafür qualitätvolles Material in erstklassiger Verarbeitung in seiner Baupraxis einsetzend; dies ist am Looshaus ablesbar. Ebenso die strenge Trennung zwischen repräsentativem Geschäftsbereich mit Marmorverkleidung unten und privat-anonymen Wohnbereich in Mörtelverputz darüber.

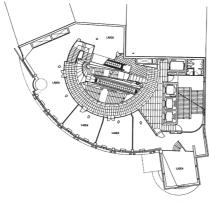
Wien 1850-1930 Architektur, Brandstätter, Wien, 1992, Seite 222

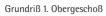
#### Adolf Loos

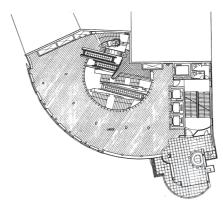
Adolf Loos wurde am 10.12.1870 in Brünn geboren. Nachdem er sein Studium in Dresden beendet hatte, reiste er 1892 in die USA, wo er 1893 die Weltausstellung in Chicago besuchte. Er verbrachte weitere Zeit in New York und in London, bevor er wieder nach Wien reiste. Loos verzichtete in seinem Stil auf Ornamente und Zitate und bevorzugte kubische Grundformen. Sein »erstes« Projekt war das Michaeler-Haus, welches er 1909 begann. Diese moderne, aber radikale Fassade war sehr polemisch und über mehrere Jahre hinweg Diskussionsthema für die Wiener. Heute wird es als einer der wichtigsten Bauten der modernen Architektur angesehen. Lediglich in der Vorliebe für kostbare Baumaterialien ist ein Hauch von Luxus zu erkennen. Sein Gestaltungsprinzip beeinflußte die späteren Avantgarde-Architekten des Internationalen Stils. Loos hatte eine sehr starke. aber auch schwierige Persönlichkeit. Dies stellte ihn auf Kriegsfuß mit anderen Architekten und Designern. Trotzdem hatte er sehr gute und bekannte Freunde. Karl Kraus war zum Beispiel einer von ihnen.

 $http://www.duke.edu/{\sim}mtb5/wien/main.htm$ 









Grundriß 3. Obergeschoß

## Haas-Haus von Hans Hollein

Haas-Haus Wien (A)

Mit der äußeren Form des Haas-Hauses wird einerseits eingegangen auf die Eckrundung des römischen Lagergevierts, wie dies in der Naglergasse ebenfalls in Erscheinung tritt; andererseits wird mit dem großen, die Rundung abschließenden Erker eine städtebauliche Zäsur zwischen Stock-im-Eisen-Platz und Stefansplatz angestrebt, was durch Stelen im Platzbereich noch hätte verstärkt werden sollen. Die beispiellose populistische Hetze gegen zeitgenössische Architektur in Domnähe verunmöglichte eine inhaltliche Diskussion und setzte den Architekten unter nicht geringen Druck, so daß das Außenraumkonzept unvollendet blieb. Nichtsdestotrotz bildet der Erker aus der Sicht vom Churhaus her ein städtebauliche äu-Berst signifikantes Element, das subtil auf die Platzgliederung und den Stadtraum an dieser Stelle eingeht.

Das Innere des vom U-Bahnverlauf in seiner Ausdehnung stark eingeschränkten Gebäudes ist als Minimalkonzentrat, eigentlich als Fragment des von Hollein in einigen seiner Projekte (Guggenheim-Salzburg, Banco de Santander, Madrid) angewendeten Innenraumkonzepts konkretisiert worden, bei dem ein konisch nach oben sich öffnender Zentralraum von einer flachen Glaskuppel überspannt wird. Aber zugleich wurde auf kleinstem Raum versucht, die Urbanität in die Vertikale zu entwickeln, was mit hohem Aufwand an gestalterischem Feingefühl und mit edlen Materialien soweit geglückt sein dürfte, als ein attraktives Warenangebot auch einen entsprechenden Absatz findet.

Die zahllosen Anforderungen und Randbedingungen trieben die gestalterischen Überlegungen in alle möglichen Richtungen, weshalb dem Bauwerk auch der Vorwurf des Zuviel erwuchs. Die Bahnbrecherfunktion des Bauwerks für zeitgenössisches Bauen mitten im historischen Stadtkern auch an prominentester Stelle wird dadurch nicht geschmälert. Planung: Hans Hollein

Adresse: Stock-im-Eisen-Platz 4, A-1010 Wien

Landeplatz fürs Christkindl – Hans Holleins Haus am Wiener Stephansplatz von Otto Kapfinger

Wie kaum ein anderer Bau wurde das »Eckhaus der Nation« in der Wiener Öffentlichkeit während der Planungs- und Bauzeit diskutiert, verdammt und bejubelt. Die einen beschworen den Untergang des Abendlandes die anderen feierten den späten Einzug des 20. Jahrhunderts in die verstaubte Donaumetropole.

Jetzt ist das Haus fertig, und das Ergebnis läßt sich zunächst in fünf Sätzen umreißen. Das Hans-Haus neu zu bauen war notwendig, unbedingt, doch seine Bedeutung wird, trotz alter zivilen Aufregung und medialen Ausschlachtung, überschätzt. Die an den Neubau geknüpften städtebaulichen Hoffnungen haben sich nicht erfüllt - diese Chance wurde vergeben. Touristisch und wirtschaftlich gesehen hat die City unbestreitbar ein maßgeschneidertes Highlight gewonnen. Architektonisch bietet dieses glitzernde, den begehrlichen Blicken auf das Panorama der Stadt und der Waren gewidmete Okular eine opulent verpackte Enttäuschung. In ihrer Essenz, der Darbietung einer zeitgemäßen Phantasmagorie hier von »Lebenskultur«, dort von »Baukunst« -, sind Inhalt und Form, Warenhaus und Hülle nahtlos zur Deckung gebracht.

Im Verlauf der Polemik rund um dieses Projekt standen immer wieder »kulturelle« Einwände im Vordergrund: Es sei ein profaner »Konsumtempel«, eine »Luxusboutique«, die da dem Stephansdom schamlos an den Leib rücke – eine eher lächerliche, bigotte Entrüstung. Als Wien noch Großstadt war und der Dom für die katholische Monarchie und Dynastie ungleich mehr Symbolkraft hatte, prangten direkt vor dem Riesentor drei Stockwerke hoch die Schaufensterfronten der Rothbergerschen Warenhäuser. Das ökonomische Kalkül war damals kein anderes als heute. Wo sonst sollten die exklusiven Modeläden zu finden sein als an den teuersten, prominentesten Plätzen im Zentrum? Grundstückspreis und Rendite sind bekanntlich zwei Seiten derselben Münze. Im Unterschied zur Gründerzeit ist heute der Stephansplatz überdies neben dem Karlsplatz der wichtigste U-Bahn-Knoten der Stadt – und funktioniert die zur Fußgängerzone aufgerüstete Kärntner Straße mehr denn je als Aufmarschschneise für schau- und kauflustiges Volk.

Die Verkehrsfreimachung, die Dekorierung der Kärntner Straße sowie die Anlage der U-Bahn-Stationen unter dem Stephansplatz waren urbanistische Fehlentscheidungen, die heute aber niemand mehr missen will. In den Szenarien dieser beiden Fakten setzt das neue Haas-Haus einerseits den logischen Schlußstein und schuldet ihnen eben andererseits das Kompromißhafte des Ganzen, die Tragik eines Baukörpers, der vergeblich versucht, in einen optisch sakrosankten, auch technisch offenbar nicht mehr bebaubaren Stadtraum einzugreifen.

Jacob Rotbbergers Kaufhäuser (Architekten: Fellner & Helmer) geben auch dem zweiten populistischen Hauptvorwurf – »Glasmonster im Altbauensemble« – eine delikate, weil historische Antwort: Seine 13 Meter hohen, insgesamt über 40 Meter langen Portale bestanden aus durchgehenden, proto-modernen Glastafelrastern, die in der Art der späteren »curtain-walls« den Stockwerken vorgehängt waren. Hätten diese beachtliche Glasfronten (in den oberen Geschossen von Neorenaissance-Formen kontrastiert) den Krieg überlebt, stünden sie heute garantiert unter Denkmalschutz

Ist das Programm des Hauses also der Kommerzialisierung und Touristifizierung des Zentrums bruchlos eingefügt, so sind die städtebaulichen Argumente des Architekten leere Versprechungen geblieben. Schon im Projektstadium. absehbar, daß mit einem gegenüber dem alten Haas-Haus marginal größeren Volumen keine überzeugende räumliche Fassung das Stock-im-Eisen-Platzes gelingen kann.
Noch dazu wirken die optischen Effekte der vom Ende der Kärntner Straße aus wirksamen Hauptansicht durch die formale Heterogenität und die abrupten Maßstabswechsel nicht raumbildend, sondern regelrecht raumsprengend.

Es beginnt bei der zu stark forcierten Rundung zum Graben hin, wodurch die ominöse Ecke nicht räumlich gerichtet, sondern richtig »schnell« gemacht ist, setzt sich fort in den Widersprüchen zwischen der grob proportionierten, abgetreppten Lochblende, dem kleingliedrigen, kraftlosen Gebäudesockel darunter und den an sich perfekten, zu den anderen Fassadenteilen aber hermetisch abgesetzten Spiegelglasflächen – und mündet in die asymmetrische Wirkung des Erkers, der den Platzhorizont mit dem verglasten Oberteil plötzlich in die Höhe reißt, während der untere Teil den heiklen, bodennahen Bereich der Auskragung mit allerlei Schrägen und Kanten traktiert.

Gerade diese Ansicht, die wichtigste, ist sowohl für sich als auch im Verhältnis zum Stadtraum die schwächste. Der Bau wirkt da wie eine gläserne Eruption, die auf halbem Weg in einer steinernen Eierschale steckenblieb. Ungleich besser ist der Anblick vorn Platz vor dem Churhaus, wo sich das überfrachtete Volumen in der Verkürzung strafft und als



Haas-Haus, Innenraum

Kopf des gesamten Baublocks zwischen Graben und Goldschmiedgasse erscheint. Auch die Auskragung ist da durch die Frontalsicht »entschärft«, wogegen sie vorn anderen Ende des Stephansplatzes her gesehen gleichsam aus dem Nichts in den Raum hereinragt.

Eckhaus der Nation, verdammt und bejubelt Man muß Hans Hollein zugestehen, daß er das virulente Äußere des Gehäuses zumindest in der Farbgebung (hellgrüner Quarzit, Aluminium, Glas) recht gut zusammenhält, ja die aus allen Nähten platzenden Formkollisionen damit geschickt, beinahe nobel zurücknimmt. Dennoch: Unter der perfekten Oberfläche erweisen sich etliche Einzelelemente als ungelöst.

Besonders das abgetreppte Stück zum Graben mit der aufwendig verarbeiteten Steinbekleidung erinnert fatal an einen hochgeklappten Fußbodenbelag und zitiert ein reichlich verbrauchtes Motiv. Auf diese untektonische Außenhaut bezogen, wurde wiederholt an Gottfried Seinpers »Bekleidungstheorie« und ihre Interpretation durch Otto Wagner (Majolikahaus) und seinen Umkreis (Fabiani, Plecnik) erinnert. So naheliegend solche Referenzen sein mögen, einer näheren Prüfung halten sie nicht stand. Ein Blick etwa auf Fabianis Fassade für Portois & Fix in der Ungargasse genügt, um die Spanne zwischen der subtilen Klasse, der Grandezza der Jahrhundertwende, und den bemühten Formalismen der Gegenwart zu verdeutlichen.

Hollein verhüllt einen im Grundriß nicht übermäßig klar aufgeteilten Skelettbau zum Graben hin mit einer schweren Steinhaut, zum Stock im Eisen hin mit einer richtungslosen Glashaut, im Sockelbereich durchgängig mit einer nichttragenden Skeletthaut. Der irritierende äußere Eindruck seines Hauses kommt nicht zuletzt dadurch zustande, daß der tragende Aufbau von den Oberflächen beliebig überspielt und verdrängt wird und daß die äußere Membran mit den Innenräumen keine eindeutig lesbare Wechselwirkung herstellt. Gleichwertige Räume liegen beispielsweise hin-

ter ganz verschiedenen Fassadenelementen, verschiedene Konstruktionsarten dafür hinter gleichen Oberflächen.

So unruhig und plakativ das Gebäude dasteht, so komplex ist tatsächlich seine Innenwelt. Das Kernstück bildet ein fünfgeschossiges Atrium, von einem Kunstlicht-Himmel überwölbt. Um auf dem seichten, verzwickten Bauplatz den Innenraum virtuell zu vergrößern, hat Höllein die Halle als Kreisbogenfragment angelegt unter anderem deshalb, weil auch ein unvollständiger Kreis vom Auge unwillkürlich ergänzt wird und die Raumgrenzen verwischt; ein bekanntes Phänomen, das Hollein bereits beim Siemens-Casino in München und beim Beckschen Laden in New York benützte. Ein weiteres kniffliges Problem betraf die attraktive Einbeziehung des Untergeschosses (mit zusätzlichen Läden und dem Café Haas) in die Halle, was vorzüglich gelungen ist. Man hat im immer noch »prominenteren« Erdgeschoß nie das Gefühl, sozusagen am Nullniveau zu ste-

Mit offenen, galerieartigen Gängen umfaßt dieser Binnenraum im Dreiviertelkreis ein ausgeklügeltes Erschließungssystem, eine mit Rolltreppen, Stiegen und Brücken großzügig instrumentierte Bewegungs- und Schaumaschine, die das Publikum via »Erlebnisarchitektur« zum Flanieren über alle fünf Ladengeschosse anregen soll. Dieser zurückgestaffelte, nach oben zu reicher und reicher ausgestattete Treppenberg präsentiert sich im Gegensatz zu den technoid gehaltenen Galerien als archaisches, an Piranesische Visionen gemahnendes Bühnenwerk.

Hollein hat hier keine Ecke in Ruhe gelassen, reiht Detail an Detail, Blickpunkt an Blickpunkt, fügt Material an Material, Bodenmuster an Bodenmuster, stößt roten Stein an grauen Stuccolustro, beigen Stein an grünen Stein, schwarzen Stein an Lippenstift-grelles Blech, häuft konvexe Bögen über konkave Bögen, knüpft Durchblicke an Tiefblicke, dramatisiert weite Spiegeleffekte mit engen Passagen und Wendungen. Dieser säkularisierte

Kalvarienberg kulminiert in einer Art-deco-Aussichtskanzel vor einer fragilen Seufzerbrükke in leuchtendem Rot, ehe die Wegspirale entlang einer mit blauer Bemalung entstofflichten Wand abwärts sinkt.

Walter Benjamin hat die legendären Pariser Passagen und Warenhäuser als die Stätten der kommerziellen Verführung, der sinnlichen Überwältigung des Publikums gedeutet. Die Stimmung ihrer märchenhaften Innenraum-Inszenierungen, welche den Tauschwert der Waren in eine pseudosakrale Aura erheben, hat Hollein bei seinen bekannten Juwelierläden ins Mikrokosmische transportiert. Ähnliches versuchte er nun am Haas-Haus im großen Maßstab. Was im intimen Format der Laden-Etuis, auch noch beim demolierten Verkehrsbüro adäguat war und durch das Miniaturhafte sogar ironische Distanz, den Balanceakt am Kitsch entlang zuließ, kippt in der öffentlichen, städtischen Haas-Haus-Halle ins Übermaß.

## Ironie?

Hier ist alles blutiger Ernst!

Ironie und Selbstreflexion, von einem Avantgarde-Baukünstler und einem deklarierten Manieristen beim Flirt mit dem Symbolischen, dem Banalen oder dem Populären im Sinne von Umberto Eco gefordert, sind am Haas-Haus, Punkte ausgenommen, nicht mehr spürbar. Hier ist alles blutiger Ernst. Die ganze äußere und innere Verpackungsvirtuosität über belanglosen Unterkonstruktionen geriert sich zu gravitätisch. Die Boutique schmeckt zu sehr nach Museum. Da ist zuwenig Schmiß, zuwenig großstädtische Lockerheit oder zuwenig echte Noblesse, je nachdem. Ereignet sich da, mit höchstem Einsatz erkämpft, auf E-Niveau, was bisher Hundertwasser im U-Sektor bot?

Holleins Haus ist verspätet, insofern dieses Spiel mit den Oberflächen, den Ikonographien, Bedeutungen und Wirkungen – für die siebziger Jahre brisant und signifikant – inzwischen zur Genüge strapaziert wurde. Man hat sich daran sattgesehen. Daß Holleins Stärke nicht in einer räumlichkonstruktiv entwickelten Architektur liegt, sondern in der zelebrierten Symbiose kontroversieller bildhafter Wirkungen, ist nicht erst seit dem Haas-Haus klar, zeigt sich aber genau da in ihren Grenzen. Wie anfällig eine nicht-strukturelle, metaphorische Architektur in dieser Dimension für unkontrollierbare Störungen ist, illustrieren verschiedene Ladeneinrichtungen anderer Designer, deren zweit- bis drittklassige Postmodernität dem vorgegebenen Rahmen in den Rücken fällt.

Wer nun behauptet, ein neues Haas-Haus hätte man in den späten achtziger Jahren cooler und struktureller, technisch brillanter, konstruktiv kühner und transzendenter, im Detail knapper und rauer realisieren können, mag im Licht der aktuellen Entwicklung der Szene rundum recht behalten. Dem steht jedoch das Faktum gegenüber, daß der Coup des Bürgermeisters und der Bauherrschaft bei den damals herrschenden Randbedingungen in Wien nur mit Hans Hollein – 1985 auf dem Höhepunkt seiner internationalen Reputation – durchzustehen war. Und angesichts der hiesigen baubürokratischen Verkalkung konnte vermutlich nur Hollein so viel aus der Sache herausholen.

## Die Boutique schmeckt nach Museum

Den Höhepunkt dieses gebauten Parcours der Schaulust bietet das Dach-Café. Es ist tatsächlich so präzise dirnensioniert, daß von allen Sitzplätzen der Dom samt Südturm vollständig gesehen werden kann. Von dieser hohen Warte aus wird einem aber auch schockartig bewußt, wie sehr der städtebauliche Kahlschlag des 19. Jahrhunderts den Dom isoliert hat und wie mickrig ihn der kleinkarierte Plattensee über den U-Bahn-Decken umflutet. Da werden auch Holleins Eingriffe am Stock-im-Eisen-Platz, die zu Recht kritisierten Säulen und die Fortsetzung der räumlichen Drangsal des Hauses im neuen Bodenmuster, nichts verbessern.

So sehr sie den öffentlichen Aufruhr provozierte – die Dachlandschaft zählt zu den Stärken des Hauses. Und zwar deshalb, und das soll nicht zynisch verstanden werden, weil in dieser rein dekorativen, »zweckfreien« Architektur Holleins Inszenierungskunst wieder ihre eigene Autonomie findet: Ein Flugdach, das schon als Laufsteg für potentielle Selbst-, Mörder prognostiziert wird; ein Tempelchen auf den höchsten, auch vom Platz noch sichtbaren Punkt als Krone hinaufgehoben, unter der ein funktionsloser Sockelraum gleicher Größe übrig blieb, ein poetisches Zeichen über entrückter Leere, nächtens gleißend ausgeleuchtet... »Landeplatz fürs Christkindl« nannten es die mit dem Finish dort oben beschäftigten Spengler und Schlosser.

Hat nicht Hans Sedlmayer daran erinnert, Rudolf IV. hätte seinen »Dom« wohl mit dem »Kristallmantel einer Kathedrale« bekleidet, doch unter diesem Königskleid sei St. Stephan die bloß äußerlich aufgewertete Hallenkirche einer Bürgergemeinde geblieben? Wäre der von Sedlmayer behauptete »taumelige Schwindel der Innenraumwirkung«, in den die Kathedralräume den mittelalterlichen Besucher versetzten, vergleichbar mit den illusionistischen und irritierenden Effekten, die das neue Haas-Haus innen und außen hervorruft?

Die Baukunst des Mittelalters erstrebte ein Abbild des Himmels, die massenlose Raumwirkung unendlicher Höhe. Der Geschmack des 19. Jahrhunderts wollte diese Himmelsarchitektur als isoliertes Monument mit musealem Blick betrachten. Das späte 20. Jahrhundert will anderes: die städtebauliche Lücke verkleinern und das Ganze den Augen der Gäste und der Parvenus vollendet aufbereiten.

So schlägt der glanzvolle neue Konsumtempel sein postmodernes Pfauenrad, so weit er kann. Und er veredelt den früheren Blick von der Straße zur Apotheose des Photoblicks unter dem kecken Baldachin. Jetzt kann man von unten diejenigen photographieren, die von dort oben ihre Schnappschüsse nach noch weiter oben tätigen. Der Schluß bleibt Christian Morgenstern: »Die alle blickt hinwiederum / ein Gott von fern an, mild und stumm.«

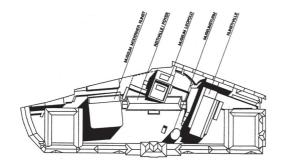
Erschienen im Presse Spectrum

nextroom, 15.10.1990
http://db.nextroom.at/bw/10436.html

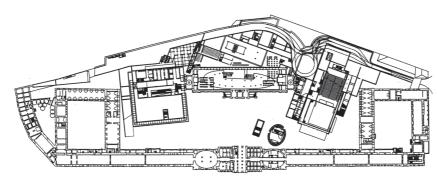
Haas-Haus, Ansicht von der Goldschmiedgasse



Lageplan des Museumsquartiers an der Ringstraße



Übersichtsplan, Stand 1994



Museumsquartier, Ebene +0,00, Stand 1994

## Museumsquartier, Ortner & Ortner

## Das Wiener Museumsquartier Von Dietmar Steiner

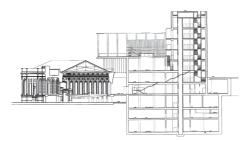
Sechs Jahre, von 1980 bis 1986, dauerten die Diskussionen über eine angemessene Nutzung der ehemaligen Hofstallungen als »Museumsquartier« - mit einem »Museum für moderne Kunst« als Kernstück, ergänzt um Einrichtungen für neue Medien, Film, Video- und Computerkunst und eine multimediale Bibliothek. Dem zweistufigen Wettbewerb 1987-1990 folgte eine lange Zeit des politischen Streits, der ganz wesentlich über die Massenmedien ausgetragen wurde, das architektonische Projekt war seitdem keine Frage fachlicher Entscheidungen mehr. Unter dem Diktat der Boulevardpresse wurden die Inhalte des Museums entscheidend verschoben: Von »Gegenwart der Zukunft« hin zur »Vergangenheit der Gegenwart«

Wir befinden uns auf einem ca. 45.000 m√ großen Areal, das zur Zeit noch Messepalast heißt und im Barock als Hofstallungen errichtet wurde. Wir befinden uns vor den Toren der historischen Stadt, hinter den ehemaligen Stadtmauern, dem »Glacis«, an der Schnittstelle vom kaiserlichen Zentrum der »Inneren Stadt« zu den bürgerlichen Strukturen der » Vorstadt«. Die Geschichte dieses Areals beginnt 1713, als Kaiser Karl VI. an Johann Bernhard Fischer von Erlach den Auftrag für das Gebäude der Hofstallungen erteilte. In Verbindung mit diesem Auftrag dürfte Fischer jenen bis heute unbekannten Plan entwickelt haben, der die Hofburg, die Hofbibliothek und die neuen Hofstallungen zu einem Ensemble komponiert hätte. Warum ist ein unbekannter Plan des Barock als nachhaltiges Gerücht für unser Projekt des Wiener Museumsquartiers von Bedeutung? Weil Fischer damals, um 1716, jene Idee geboren hatte, die in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten immer wieder und bis heute als Idee des »Kaiserforums« die Debatte um das Areal bestimmt. Der schließlich realisierte Bau der Hofstallungen wurde nach Johann Bernhard Fischer von Erlachs Tod von seinem

Sohn Joseph Emanuel verändert abgeschlossen und blieb als Bau bis heute ein Torso. Nach Abbruch der Stadtbefestigungen, mit dem Bau der Wiener Ringstraße, hat noch einmal Gottfried Semper 1869 eine geschlossene Komposition des »Kaiserforums« mit den beiden neuen Hofmuseen versucht und dabei das Areal der Hofstallungen als »Hinterland« gesehen. Semper plante mit einem Vorbau vor dem Mittelrisalit eine radikale Korrektur des barokken Baues, um ihn seiner Komposition anzupassen. Wobei Semper bereits damals kraftlose Ergänzungen der barocken Hofstallungen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts vorfand. Wir sehen also, daß Fischers Vision nur zum Teil realisiert wurde und Sempers Konzept ebenfalls scheiterte. Damit sind wir beim grundlegenden Problem des »Kaiserforums«, das eine seit fast 280 Jahren andauernde Geschichte großer Pläne und deren Scheiterns ist. Würde man eine Geschichte dieses Ortes schreiben, so müßte sie den Titel »Die Unvollendete« tragen. Die Idee dieses imperialen Machtzentrums blieb ein offenes System, ständig pendelnd zwischen Anspruch und Möglichkeit, zwischen Traum und Wirklichkeit. Zu vergessen ist die Geschichte des Areals der Hofstallungen dann im 20. Jahrhundert. Zunächst vernachlässigt, benutzte ab Beginn der 20er Jahre die »Wiener Messe« das Areal, nannte es »Messepalast« und errichtete neue Hallen unter rücksichtsloser Verwendung und Vernichtung alter Substanz. In den letzten Jahren wurde die »Wiener Messe AG« auf ihr neues Gelände im Wiener Prater abgesiedelt. Das gesamte Areal, obwohl im Zentrum der Stadt, macht heute einen sentimental verlassenen Eindruck. Es ist dem allgemeinen zentralen Verwertungsdruck entzogen, eine Oase im Stadtgefüge. Es gibt einige privilegierte Wohnungen hier, die großen Höfe sind Parkplätze, die Wiener Festwochen veranstalten temporär Theatergastspiele und Ausstellungen, es gibt ein Tabakmuseum, ein Gasthaus mit einem wunderschönen Garten, skurrile Räume eines »Ökologie«-Instituts und viele andere Nutzungen, die nur im Schatten ungeklärter Ziele gedeihen konnten. Nur eines blieb vom Barock bis heute unverändert: Die Bauten am Gelände der »Hofstallungen » waren niemals in der Geschichte ein homogenes historisches Ensemble!

#### Die Idee

Wir befinden uns am Beginn der 80er Jahre. Man wollte die traditionellen Institutionen der Kultur hinterfragen, neue Formen der Vermittlung und Beteiligung wurden gesucht, »Kultur für alle« war die Devise. Die »Stadt« als Erlebniswelt wurde wiederentdeckt. Neue Bars und Restaurants lockten die Szene und die Touristen, die Mode und die Kultur der Boutiquen emanzipierten sich zur Hochkultur, Stadtfeste wurden erfunden, Großausstellungen wurden nicht mehr nach ihren wissenschaftlichen Leistungen, sondern nach ihrer Besucherzahl bewertet. Was als »Kultur für alle« begann, wurde kontinuierlich zu einem Teil der »Kulturindustrie«, mit allen einschlägigen Folgen. Diese bewerten sich ausschließlich an ihren medialen Reaktionen, am »Event-Charakter«, am Erfolg der massenhaften Ankündigung. Aus dieser allgemeinen Befindlichkeit eines kulturellen Zustands entstand neu die Forderung nach einer kulturellen Nutzung der »Hofstallungen«. Man erinnerte sich an die Idee des unvollendeten »Kaiserforums«, und es begann in Wien eine »Museumsdebatte«, deren Ziel eine neue, publikumsfreundliche Präsentation und Vermarktung des historischen Erbes war. Mehrere Kommissionen entwickelten Konzepte zur Neuordnung der traditionellen Museumslandschaft. Dabei standen die Erweiterungen des Kunst- und des Naturhistorischen Muse-



Museum Leopold, Schnitt, Stand 1994

ums im Vordergrund. Aber nicht nur die Probleme der alten Museen sollten mit einer neuen Nutzung der »Hofstallungen« gelöst werden. Auch für das »Museum moderner Kunst«, das provisorisch getrennt im ehemaligen Weltausstellungs-Pavillon (Arch. Karl Schwanzer für Brüssel 1958) im Schweizergarten und im barocken Palais Liechtenstein untergebracht ist, sollte endlich ein adäquater Neubau auf diesem Areal entstehen. Zusätzlich sollten die »Hofstallungen« auch noch Raum bieten für weitere kulturelle Institutionen. Von 1980 bis 1986 dauerten die Diskussionen über Konzepte und unterschiedliche Interessen für das Areal. Alle Wünsche wurden als Programm für einen Architektenwettbewerb formuliert. Daraus wurden sechs Projekte für eine zweite Stufe der Bearbeitung ausgewählt. Das war im Herbst 1987, der symbolische Akt eines Architektenwettbewerbs wurde erfüllt, aber dann ruhte das Projekt.

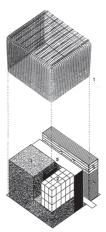
## Das Projekt

Zwei Jahre später wurde die vorgesehene zweite Planungsstufe des Wettbewerbes ausgeschrieben. Das neue Programm konzentrierte sich auf den unbedingt notwendigen Neubau eines »Museums moderner Kunst«, mit der entsprechenden Kapazität zur Aufnahme der internationalen Gegenwartskunst, auf eine neue Kunst- und Veranstaltungshalle und neue Einrichtungen und Institutionen für neue Medien, für Film, Video- und Computerkunst, eine multimediale Kulturinformation und -bibliothek und für museumsdidaktische Organisationen. Ergänzend dazu sollte auch ein Ort gefunden werden für die bedeutende Kunstsammlung Leopold als Bestandteil eines Museums »Österreichische Ideengeschichte«. Wesentlich für diese zweite Stufe des Architektenwettbewerbs war aber auch eine klare programmatische städtebauliche Aussage. Das riesige Gelände der »Hofstallungen« wurde nicht mehr als Baufläche für ein »Objekt« definiert, sondern als Stadtteil, der sich mit der Umgebung verbinden sollte. Dies führte zwangsläufig zur Idee einzelner Gebäude, die mit den vorhandenen

städtebaulichen Spuren und Mustern einen Dialog aufzunehmen hatten. Aus dieser zweiten Konkurrenz ging das Projekt von Ortner & Ortner als Sieger hervor. Das Ortner-Projekt verschränkte sehr geschickt die »imperiale Struktur« des Hofburgbezirks mit der »bürgerlichen Struktur« des angrenzenden alten biedermeierlichen Wohnquartiers. Es entstand so eine Überlagerung städtebaulicher »Kraftfelder«, die das Areal neu, als Quartier, als »Museumsquartier« definierten.

## Das Schicksal

Im Frühjahr 1990 wurde der Wettbewerb entschieden, wenige Monate später eine eigene »Museumsquartiers-Errichts- und Betriebsgesellschaft« gegründet, in der die Republik Österreich und die Stadt Wien vertreten sind. Die fachlich qualifizierten Reaktionen befürworteten das Projekt einhellig. In euphorischer Stimmung verkündete der zuständige Minister: »Für das Museum moderner Kunst, die Kunsthalle und die multifunktionale Halle ist mit dem Baubeginn im Jahre 1992 zu rechnen.« Aber bereits kurz nach der Wettbewerbsentscheidung formierte sich im Sommer 1990 eine obskure Bürgerinitiative, die heftig gegen die neuen Bauten im »barocken Ensemble« polemisierte. Sie wurde dabei tatkräftig von der auflagenstärksten österreichischen Boulevard-Tageszeitung unterstützt. Es ist dabei wesentlich, daß der Eigentümer dieser Tageszeitung ein bedeutender Sammler österreichischer Kunst des Jugendstils ist und am Beginn der Debatte um die »Hofstallungen«, Anfang der 80er Jahre, als Privatperson einen hochdotierten Auftrag vom damals zuständigen Ministerium für die Ausarbeitung eines nie das Licht der Öffentlichkeit erblickten Museumskonzepts in den Hofstallungen erhielt. Wir befinden uns also mitten in der Frage nach der politischen Macht und ihrem Verhältnis zur Macht der Massenmedien. Ab diesem Zeitpunkt waren das Wiener Museumsquartier und das Ortner-Projekt keine Frage fachlicher Entscheidungen mehr - eines inhaltlichen, museologischen, städtebaulichen, denkmalpflegerischen und ar-



- TAGESLICHTRÄUME
- KUNSTLICHTRÄLIME

Museum Moderner Kunst, Gebäudestruktur

chitektonischen Konzepts -, sondern einzig und allein ein Problem des Verhältnisses von Massenmedien und Politik. Die Politik glaubte, daß man das Projekt ohne relevante Öffentlichkeitsarbeit realisieren könnte, weil nun die prinzipielle Frage der kulturellen Nutzung des Quartiers außer Streit stand. Sie unterschätzte aber die Frage, welche »Kultur« damit gemeint war. So war für die Gegner des Projekts zumindest eines klar: Kultur ist der Sammelbegriff für gesicherte, für historische Werte. Kultur ist der Schutz des Bestehenden. Alles Neue und Zeitgenössische ist nicht Kultur, sondern Experiment und darf sich nicht - so räumlich direkt - mit dem Erbe messen, sondern darf im Zentrum nur unterirdisch und unsichtbar oder nur in den ungeschichtlichen neuen Gebieten der Peripherie stattfinden. Diese Frage wurde vordergründig an der »neuen Architektur im alten Quartier« festgemacht, meinte aber auch die Inhalte und Funktionen. So wurde in der massenmedialen Kommunikation immer die Fiktion eines »historisch bedeutsamen Ensembles« postuliert, das durch die neue Architektur gefährdet sei. Ein Ensemble aber, das als kunsthistorische Realität niemals vorhanden war. In der erwähnten Tageszeitung wurde mit gefälschten Fotomontagen zur Abstimmung über

das Projekt aufgerufen. Kunsthistoriker reihten sich ein in die Front der Gegner des Projekts und organisierten eine Unterschriftenliste. Politiker fast aller Parteien versuchten sich das Wohlwollen der einflußreichen Tageszeitung mit populistischen Wortmeldungen gegen das Projekt zu erkaufen. Das alles sind die Symptome einer gesellschaftlichen Entwicklung, die belegen, daß städtebauliche Entscheidungen heute nur mehr in zweiter Linie auf fachlicher oder repräsentativ politischer Ebene diskutiert werden können. Projekte wie das Wiener Museumsquartier sind aufgrund ihrer Bedeutung und Größenordnung für die Stadt ausschließlich auf einer medialen Ebene kommunizierbar. Und diese mediale Ebene hat ihre eigene Struktur, ihre eigenen Gesetze. Die Wirkung von Massenmedien arbeitet nicht mit sachlichen Argumenten, sondern mit Emotionen: Sinnlichkeit, Geheimnis, Märchen - das Andere des Alltags, das jeder guten Architektur eigen ist, muß kommuniziert werden. Im Lauf der Jahre wurde aufgrund des massenmedialen Dauerfeuers das Projekt des Wiener Museumsquartiers zu einer wahrhaft »öffentlichen An-



Leseturm

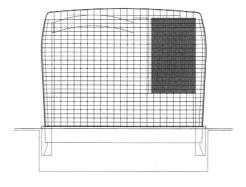
gelegenheit«. Das ursprünglich inhaltlich nur ergänzende Projekt eines Museums »Österreichische Ideengeschichte« mit der »Sammlung Leopold«, einer einzigartigen Sammlung österreichischer Kunst der Jahrhundertwende, wurde zur zentralen Frage der Verwirklichung. Erst wenn dieser »historische Wert« gesichert wäre, könnten dafür auch neue Hüllen gebaut werden. Dieses ist nun geschehen und kostete die öffentliche Hand ca. 300 Millionen DM, mit der Bedingung, daß der Sammler auch der Direktor seiner nun »öffentlichen Bilder« ist. Die Frage, die immer diskutiert wurde, ist die Rolle des »architektonischen Projekts« zu den Inhalten und den Bedeutungen seiner Bauteile. Die Architekten weigerten sich nämlich, ihr Projekt zurückzuziehen und für die ständig wechselnden inhaltlichen Schwerpunkte ein neues Proiekt zu machen. Das Problem Inhalt zur Form stand damit zur Debatte. Tatsächlich aber zeigte sich, daß als einzig stabiler Faktor des »Gesamtproblems« das architektonische Projekt alle diese immer wieder neuen Nutzungen elastisch aufnehmen konnte. Ja mehr noch: Das Projekt von Ortner & Ortner war nicht nur stabil und robust genug für diese Änderungen, es war auch das einzige »Bild«, der einzige »Rahmen«, der das Gesamtprojekt selbst für die Medien und die Politik mit Sinn erfüllte. Das Schicksal des Projekts kommt jetzt in seine letzte Phase. Zur Zeit sind fast alle »zeitgenössischen Inhalte« eliminiert. Das Medienzentrum gibt es nicht mehr, die aktuelle Kulturbibliothek, das Filmmuseum, das Photographiemuseum - sie alle sind mangels politischen Willens nicht mehr in Diskussion. Inzwischen haben einige Kulturinitiativen begonnen, das Areal provisorisch zu besiedeln. Es gibt hier seit 1993 das Architektur Zentrum Wien, es gibt seit 1994 einen experimentellen Ausstellungsraum und ein Informationszentrum für zeitgenössische Kunst, es gibt ein Kindermuseum. Das alles findet provisorisch und in den alten Bauten statt. Öffentlich gefördert und räumlich nur geduldet, weisen diese Initiativen im baulichen Mangel auf die Notwendigkeit einer endgültigen Realisierung hin. Ende des letzten Jahres glaubte fast niemand mehr an die Realisierung des Projekts »Museumsquartier«. Schließlich akzeptierte die offizielle Politik die Macht des Massenmediums. Ein renommierter Denkmalpfleger wurde als Mitautor des Projekts beigezogen, das jetzt unter bemerkenswerten Prämissen überarbeitet wird: Die Sammlung Leopold, der symbolische Repräsentant des »gesicherten historischen Erbes«, bekommt einen eigenen großen Neubau an der Stelle des bisherigen Museums Moderner Kunst, das stark verkleinert am Standort der bisherigen Kunst- und Veranstaltungshalle fast gleich groß wie das »Museum Leopold« das 20. Jahrhundert im Areal darstellen darf. Dieser kulturpolitische Beschluß klärt, daß Österreich auch am Ende unseres Jahrhunderts nur bereit ist, dieses mit »einem Bein« zu betreten. Letzter Beweis dafür war der sogenannte »Leseturm«, ein multimediales Kunstinformationszentrum: Dieser zukunftsträchtige Stachel im Fleisch der Beharrung wird vorläufig nicht errichtet. Mit diesem »Ende der Zeitgenossenschaft« ist erstmals seit dem Wettbewerb eine realistische Chance der Verwirklichung des Projekts gegeben. Die Boulevardzeitung hat befriedigt festgestellt, daß endlich die Planungsvorschläge ihrer Lokaljournalisten befolgt wurden. Ein Sachverhalt, der nicht die Architektur benennt, sondern die Verschiebung der Inhalte von der »Gegenwart der Zukunft« hin zur »Vergangenheit der Gegenwart«. Die repräsentative Politik

Museum Moderner Kunst, Schnitt, Stand 1994

ist dem Diktat des Massenmediums gefolgt und hat doch noch das Projekt gerettet. Das Symbol ist befriedigt, die Realität kann sich subversiv in deren Schatten verwirklichen.

Die Geschichte des Wiener Museumsquartiers hat bewiesen, daß große Projekte einer Stadt eine Projektionsfläche für Emotionen und Identitäten sind. Städtebau und Architektur sind so eine wahrhaft »öffentliche Angelegenheit«. Sie stellen die Frage der Macht. Diese Macht wird nicht mehr repräsentiert durch politische Absichten und sachliche städtebauliche und architektonische Argumente. Diese Macht repräsentieren heute die Massenmedien. Deshalb sind urbane Projekte der europäischen Stadt nicht mehr mit fachlicher Qualität, sondern nur mit massenmedialer Strategie zu realisieren.

Bauwelt 1995, Heft 24



Museum Moderner Kunst, Nordostfassade, Stand 1994



Museumsquartier, Leopold-Museum

# Museumsquartier Wien (A)

Auf dem 45.000 m√grossen Areal der ehemaligen Hofstallungen soll das Museumsquartier einen Dialog zwischen den Neubauten innerhalb der Fläche, aber auch eine Verbindung zu den Stadtteilen darstellen. Die Neubauten, das Museum Moderner Kunst, das Leopold-Museum und die Kunsthalle sind so situiert, dass die Anlage eine atmosphärische Selbstverständlichkeit aus Baukörpern und Freiflächen schafft. Wichtig für eine städtische Stimmung werden in diesem Konzentrationspunkt alle kleineren Institutionen und infrastrukturellen Nutzungen, die in Kombination mit den grossen Neubauten eine Stadt in der Stadt bilden. In der Anlage selbst, vom barocken Fischervon-Erlach-Bau gerahmt, nimmt die Kunst und Veranstaltungshalle eine zentrale Stellung ein. Räumlich bilden beide durch die Integration der bestehenden denkmalgeschützten Winterreithalle, das Mittelstück, das Leopold-Museum und Museum Moderner Kunst Stiftung Ludwig

Die drei Neubauten, als heterogene Baukörper, verknüpfen durch Lage, Typus und Höhe die zerfransten, alten Strukturen. So entsteht innerhalb des Areals eine asymmetrische Anordnung mit schmalen Durchgängen, Ruhezonen und Grünflächen, die städtebaulich mit dem Aussenraum kommunizieren. Seit der Entscheidung für das Siegerprojekt ist die Diskus-

sion über die Realisierung bis heute nicht mehr abgerissen. Vom ursprünglichen Entwurf ist im Laufe der Zeit ein Grossteil der Neubauten entweder reduziert oder ganz verworfen worden. Leseturm, Film-, Fotografie- und Medienmuseum und Museum Ideengeschichte der österreichischen Moderne sind gestrichen, die Kunst und Veranstaltungshalle sind zusammengelegt, das Museum Moderner Kunst ist wesentlich kleiner geworden, und auf dem ursprünglichen Standort der Veranstaltungshalle ist jetzt das neue Leopold-Museum geplant.

Im Dezember 1997 fand schliesslich die Spatenstichfeier statt, die Bauarbeiten begannen im April 1998. Gebaut werden das Museum Moderner Kunst, Veranstaltungs- und Kunsthalle und Museum Leopold.

Andere Institutionen wie das Architektur Zentrum Wien, Kindermuseum, Depot, Basis Wien, Ateliers und viele weitere kulturelle Nutzer werden in den Um- und Ausbauten der historischen Trakte untergebracht. Ende des Jahres 2001 werden die meisten Bauarbeiten fertig sein.

Planung: Ortner & Ortner, Manfred Wehdorn Adresse: Museumsplatz 1, A-1070 Wien

http://db.nextroom.at/bw/10468.html

## Museumsquartier

# Wiener Museumsquartier – ganz nach Mehrheitsgeschmack Von Axel Simon

In Wien steht nach jahrzehntelangem Ringen das MuseumsQuartier vor seiner Vollendung: Ein ganzer Stadtteil nur für Kunst, Kultur und Kaiserschmarren

Die Bundesministerin spricht von der weltweit achtgrössten Kulturbaustelle, der Bürgermeister vom grössten Kulturbau Europas, und für den Architekten ist es schlicht das »beste Kulturzentrum der Welt«. Mit Superlativen wurde nicht gegeizt, als letzte Woche die fertig gestellten Gebäude des MuseumsQuartiers Wien (MQ) ihren Nutzern zum Einzug übergeben wurden.

Dabei ist es nicht allein die Grösse, 60.000 Quadratmeter Nutzfläche oder investierte 2 Milliarden Schilling, die das Projekt so einzigartig machen, sondern die angepeilte Mischung der Nutzer. Ein ganzer Stadtteil wird der Kunst gewidmet und soll Touristen, Bildungsbürger, Szene- und Spaziergänger gleichermassen anlocken.

In den verschieden grossen Höfen der ehemaligen kaiserlichen Pferdestallungen werden nach der Einweihung des MQ Mitte des Jahres zwei traditionelle Kunstsammlungen und viele, teilweise neuartige Kultur- und Medieninstitutionen residieren. Neben kinderpädagogischen Einrichtungen, den Veranstaltungshallen der Wiener Festwochen, einem Tanz- und einem Architekturzentrum werden hier noch weitere informierende und produzierende Institutionen Räume beziehen. Der alte Hofkomplex, der seit je als abschottender Riegel im Stadtgefüge liegt, soll in Zukunft das dahinter liegende kleinteilige Spittelquartier mit der monumentalen Ringstrasse und der Hofburg verbinden und mit viel Gastronomie auch nach Schalterschluss der Kultur für Leben sorgen.

## Hetze gegen Architekten

Die Architekten Ortner & Ortner, hier zu Lande bekannt geworden durch die Um- und Neubauten rund um die Schiffbauhalle in Zürich. standen auch beim MQ ihrer Heimatstadt vor der Aufgabe, Alt und Neu zusammenzubringen. Nachdem sie vor mehr als zehn Jahren den Architekturwettbewerb mit einem radikalen Projekt für sich entscheiden konnten, mussten sie unter dem Druck von Bürgerinitiativen und Politikern der ÖVP und der FPÖ ihren Entwurf Stück für Stück abändern und reduzieren, bis vom selbstbewussten Zeichen der Gegenwart nichts mehr übrig blieb. In einem wohl bisher beispiellosen Vorgang spielte sich Wiens führende Boulevardzeitung, die »Kronenzeitung«, als Sprachrohr des Volkes auf und hetzte gegen die Architekten. Am Ende dieses Prozesses hatte selbst die Mehrheit der gewählten Volksvertreter die gleichen Vorstellungen bezüglich Höhe und Materialität der geplanten Gebäude wie die Zeitung.

#### Konventionell

Was von dem Wettbewerbsprojekt noch übrig geblieben ist, sind drei in den Abmessungen reduzierte und im Ausdruck konventionelle Neubauten, denen die Architekten jeweils ein bestimmtes Material zugeordnet haben. Der ziegelverkleidete Neubau der Kunsthalle, die seit fast zehn Jahren in einem Provisorium am Karlsplatz untergebracht war, ist hinter der lang gezogenen neobarocken Winterreithalle den Blicken entzogen. Sie teilt sich Foyer und Nebenräume mit den Veranstaltungshallen, die sich nun in und unter dem prächtigen Altbau befinden. Rechts und links neben dieser, die Mitte des Platzes besetzenden historischen Halle, in der früher die Lipizzaner ihre Kunststücke aufführten, schlagen die beiden anderen Museumsbauten die Hacken zusammen: Der geschlossene, schwarzgraue Basaltblock des Museums moderner Kunst und das mit weissem Kalkstein verkleidete Leopold Museum, das als Zugpferd des MuseumsQuartiers gilt. Es beherbergt moderne österreichische Kunst, darunter die berühmte Schiele-Sammlung, und erwartet so viel Besucher wie die Kunsthalle und das Museum moderner Kunst zusammen.

Räumlich funktionieren das schwarzgraue Museum moderner Kunst und das weisse Leopold Museum ähnlich: Das Innere zentriert sich um ein Atrium, das die gesamte Gebäudehöhe durchmisst und im Museum moderner Kunst als Eingangshalle und beim Leopold Museum nur sich selber dient. Diese beiden üppigen Räume sind das, was die Baukörper von aussen nicht mehr sein durften: spektakulär und aufregend. Stattdessen halten sie sich brav unter der Gesimshöhe des barocken Eingangsbauwerkes Fischer von Erlachs. Der Besucher ahnt aussen aber noch nicht, dass neben den jeweils drei oberirdischen Geschossen der beiden Bauten noch drei darunter liegende existieren.

Man betritt die Sammlungen jeweils über eine ausladende Freitreppe. Gelangt man beim Leopold-Museum zunächst in niedrige Vorräume und in Treppenfluchten mit nobler Kalksteinatmosphäre, die das Atrium säumen, prägt im Museum moderner Kunst der raue Basaltlavastein der Fassade auch die Eingangshalle. Die Einbauten wie Lifte, Stege und Lastenaufzug sind aus Stahl und Glas, um möglichst transparent zu wirken. Doch anstatt zu verschwinden, erzeugen sie die Stimmung eines Bergwerks, die durch die schwarzen, gusseisernen Wandverkleidungen in den Treppenhäusern noch bestätigt wird. Es entsteht ein spannender, aber auch angestrengter Kontrast zwischen den üblichen »white cubes« der Ausstellungsräume und den höhlenartigen Erschliessungsräumen.

Hier, wie auch im weissen Leopold-Museum, sind die Ausblicke aus den Ausstellungsräumen auf den Hauptplatz und die Umgebung spärlich, aber gezielt. Doch was bei diesen Räumen der Kontemplation Sinn macht, führt beim Atrium und den Treppenhäusern auf eine Konzentration der Gebäude auf ihre innere Mitte, und lässt damit das grösste Potenzial des MQs ungenutzt: das Zusammenspiel der über 20 Institutionen über den grossen und die kleineren Höfe des Quartiers hinweg. Die Aussenräume mit ihren zahlreichen Gartenwirtschaften und Cafés werden dieses Miteinander wohl trotzdem noch meistern.

## Verpasste Gelegenheit

Nun, in der Euphorie etwas Grosses geschaffen zu haben, vermissen die Wiener langsam das, was sie jahrelang zu verhindern wussten: ein bauliches Zeichen, ein Symbol, das, ähnlich der Glaspyramide des Pariser Louvre, für das gesamte MQ steht. Plötzlich ist wieder der gläserne »Leseturm« des Wettbewerbsprojektes im Gespräch, der – relativ harmlos – ein solches Zeichen setzen könnte. Schade nur, dass für den Turm die Nutzung fehlt und man den jetzt fertig gestellten Gebäuden das Zeichensetzen nicht erlauben wollte. Diese sind zwar nicht schlecht gelungen, werden jedoch der revolutionären Mischung, die das MQ in der Museumslandschaft darstellt, architektonisch nicht gerecht.

23.01.2001 http://db.nextroom.at/bw/10468.html



Museumsquartier, Leopold-Museum

#### MO - Die Museumsmeile

Der großflächige Komplex des Museumsquartiers ist auf dem Weg, zu einem der bedeutendsten Kulturbezirke der Welt zu werden.

Im künftigen Kulturbezirk MQ mit dabei sind das Museum Moderner Kunst, das Leopold-Museum, die Kunsthalle Wien und Veranstaltungshallen. Im Folgenden eine Beschreibung der Gebäude:

## Museum Moderner Kunst

Rechts im Haupthof der ehemaligen Hofstallungen, dem größten geschlossenen Platz der Stadt, liegt das Museum Moderner Kunst Stiftung Ludwig Wien – MMKSLW. Mit seiner dunklen Fassade und einem gekrümmten, an den Ecken weit nach unten gezogenen Dach aus anthrazitgrauer Basaltlava wirkt es wie ein aus der Erde wachsender geschlossener Block.

Das MMKSLW verfügt über zwei Unter- und drei Obergeschoße, die im Inneren von einem durchgehenden, 41 Meter hohen Raum verbunden werden. Die Eingangsebene liegt vier Meter über dem Hofniveau und wird von einer zehn Meter breiten Freitreppe erschlossen, womit der Besucher höhenmäßig in der Mitte des Gebäudes eintrifft und zwei Ausstellungsebenen über und zwei unter sich hat.

Ein weiteres Untergeschoß ist für Depots und Haustechnik vorbehalten. Die hohe Halle erschließt auf der einen Seite fünf übereinander liegende, ca. 700 Quadratmeter große und fünf Meter hohe stützenfreie Ausstellungsebenen, die flexibel unterteilbar sind. Auf der anderen Seite gibt es intime »Kabinette«, je 3,50 Meter hoch und 250 Quadratmeter groß.

# Verbindungen

Die unterschiedlichen Ebenen werden durch Stege in der zentralen Halle verbunden, wo auch die Personenliftgruppe sowie der Lastenlift frei hineingestellt wurden. Insgesamt stehen 4.800 Quadratmeter Ausstellungsfläche zur Verfügung. Der separat bespielbare Veranstaltungsbereich liegt unter der Freitreppe. Das Café liegt im Zwischengeschoß am Übergang (Spange) zum Altbau. Die Büros der Verwaltung wurden (wie auch im Leopold-Museum) im Altbautrakt untergebracht. Die Anlieferung und Werkstätten des MMKSLW sind im Ovaltrakt (hinter der ehemaligen Winterreithalle, wo auch die neue Kunsthalle errichtet wurde) untergebracht und mit einem unterirdischen Tunnel an den Neubau angeschlossen.

Die Ausstellungshallen des MMKSLW werden durch ein flexibles Kunstlichtsystem beleuchtet. Tageslicht bekommt der oberste Ausstellungsraum über eine Aussparung in der gekrümmten Decke. Ausblicke bieten schlitzartige Öffnungen sowie ein Panoramafenster im obersten Geschoß.

## Das Leopold-Museum

Mit seiner Fassade aus weißem Muschelkalk ist das Leopold-Museum ein heller Kubus, der ein wenig schräg im Haupthof der ehemaligen Hofstallungen steht, weil er auf die Achse der gegenüber liegenden Hofmuseen ausgerichtet wurde. Der Zugang zum Leopold-Museum (LM), 3,4 Meter über dem Hofniveau, wird über eine Freitreppe erschlossen, die am Museum vorbei den Durchgang in den 7. Wiener Gemeindebezirk ermöglicht.

Zentraler Raum des Gebäudes ist das völlig mit weißem Stein ausgekleidete lichtdurchflutete Atrium mit einer Höhe von rund 21 Meter, um das sämtliche Räume windflügelartig kreisen. Deren Höhe variiert, je nachdem ob sie sich über ein oder zwei Geschoße erstrecken, zwischen 4,60, 7,60 und 10,2 Meter.

## Ergebnis der Proteste

Unter dem »hohen Atrium« liegt ein weiteres »Atrium« das sich über die Untergeschoße des Museums erstreckt. Denn nach den langen Diskussionen um eine Redimensionierung der Gebäude, die nach Protesten optisch nicht über die Hofstallungen hinausragen durften, ist das LM sozusagen in die Erde gedrückt worden, mit



Innenansicht Hauptausstellungsraum Kunsthalle Wien

einem »unterirdischen Museum« mit zwei Ausstellungsgeschoßen und einem Depotgeschoß, und einem darüber liegenden Museum mit jeweils eigenem Atrium. Das Museumscafé im Obergeschoß ist auch separat von außen (über den Treppenweg zum 7. Bezirk) und über eine eigene Terrasse erreichbar.

Am Leopold-Museum fallen, zusätzlich zu den schmalen Fensterbändern, große Fenster in den Fassaden auf. Die wie zufällig eingesetzten Fenster wurden, wie es heißt, auf Verlangen von Direktor Rudolf Leopold eingeplant, der damit aber auch für in der heutigen Museumsszene geradezu exotische Besonderheiten gesorgt hat: Richtige Fenster, die nicht nur mehr Tageslicht, sondern Ausblicke bieten und damit auch die Möglichkeit, sich zu orientieren.

# Die Sammlung

Insgesamt stehen 5.400 Quadratmeter Ausstellungsfläche zur Verfügung. Die Sammlung Leopold besteht aus 5.266 inventarisierten Werken mit einem Gesamtschätzwert von 7,9 Milliarden Schilling. Sie wurden 1994 von Rudolf und Elisabeth Leopold mit Unterstützung der Republik Österreich und der Österreichischen Nationalbank in eine Privatstiftung eingebracht.

Seit 1995 wurden von der Stiftung immer wieder erfolgreiche Ausstellungen im In- und Ausland präsentiert. 13 Ausstellungen der Sammlung Leopold wurden von insgesamt 1,2 Millionen Besuchern gesehen. Die Ausstellungskataloge erzielten eine Auflagenhöhe von 123.000 Stück. Daneben wurden weltweit Hun-

derte Kunstwerke aus der Sammlung an über 60 Leihnehmer temporär für internationale Ausstellungen verliehen.

## Kunsthalle + Veranstaltungshallen

Die neue Kunsthalle Wien liegt anstelle einer abgerissenen Messehalle aus der Nachkriegszeit hinter der Winterreithalle – der nunmehrigen Halle E+G, die als Veranstaltungshalle u.a. von den Wiener Festwochen genutzt werden wird. Die Kunsthalle zeigt sich von außen als liegender Kantblock, mit einem Grundriss von 22 mal 47 Meter. Fassade und Dach sind gleichermaßen mit einem roten Sichtziegelmauerwerk überzogen.

Im Erdgeschoß liegt eine kleinere, ca. 500 Quadratmeter große Halle, im Obergeschoß die große korbbogenüberwölbte Halle mit rund 1.000 Quadratmeter. Multimediaraum, Künstlergarderoben, Depots und Haustechnik sind im Untergeschoß untergebracht. Tageslicht ist für die Ausstellungshallen nicht vorgesehen, sie verfügen über ein flexibles Kunstlichtsystem.

## Schnittstelle

Kunst- und Veranstaltungshalle haben ein gemeinsames Foyer. Dieses liegt unter der Tribüne, die in die Winterreithalle eingebaut wurde. Von hier gelangt man auch zu den Zugängen zur Tribüne, zu den Abgängen in die darunterliegende Halle G, den Garderoben und Sanitärräumen. Von der ehemaligen Kaiserloge der Reithalle kann man nun nicht mehr in diese, sondern ins Foyer blicken. Die Kaiserloge wird künftig als Café genutzt.

Die Veranstaltungshalle E in der ehemaligen Reithalle kann bis zu 1.000 Besucher aufnehmen, die darunter liegende neu erbaute Halle G ca. 350 Besucher. Die gemeinsamen Einrichtungen für Kunst- und Veranstaltungshalle sollen Synergien für alle drei Spielorte bringen. Es ist auch möglich, den Ausstellungsbereich der Kunsthalle um die Veranstaltungshalle zu erweitern.

19.01.2001 [ORF ON] http://db.nextroom.at/bw/10468.html

## Karl-Marx-Hof von Karl Ehn

Karl-Marx-Hof Wien (A)

Als fast schon mythisches Symbol des sozialen Wiener Wohnbaus der zwanziger und dreißiger Jahre hat sich der Karl-Marx-Hof (vielleicht auch wegen seines Namens) im Bewußtsein der internationalen Architekturöffentlichkeit verankert. Dies vor allem wegen der symbolkräftigen Türme und Tordurchfahrten der Anlage in ihrem Mittelteil, der allerdings nur einen Bruchteil des Gesamtvolumens von 1.325 Wohnungen enthält.

Die wahre architektonische Leistung besteht aber weniger in den oft als »wehrhaft« mißverstandenen Zeichen, als vielmehr in der Lösung, die Einwohnerzahl einer kleinen Stadt auf dem ca. 1 km langen und vergleichsweise schmalen Grundstück so anzuordnen, daß alle Wohnungen gleichermaßen von den großen Grünflächen der drei Innenhöfe profitieren. Die expressive Fassadengliederung verleiht den extrem langen Fronten eine eigene Rhythmik und verfremdet die Masse der Kleinstwohnungen zu einer plakativen Monumentalität.

Der Bau repräsentiert wie kaum ein anderer den Typus der sogenannten »Superblocks«, die von der sozialdemokratischen Gemeindeverwaltung 1924 bis 1934 bevorzugt errichtet wurden. Das gesamte städtische Wohnbauprogramm dieses Jahrzehnts umfasste 60.000



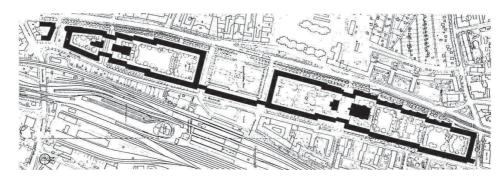
Wohnungen, deren Akzeptanz und Ausstattung mit zentralen und sozialen Einrichtungen jedem internationalen Vergleich standhält. Der Wagnerschüler Karl Ehn blieb der Stadtverwaltung bis in die fünfziger Jahre über alle Regimewechsel hinweg treu.

Ab 1988: Sanierung der Wohnungen (40% der Wohnungen verfügen heute über eine Zentralheizung), Einbau von Liften, Verbesserungen und teilweise Zusammenlegungen der Wohnungen. Originalgetreue Wiederherstellung der Farbgestaltung. (GSD, Kiener)

Planung: Karl Ehn

Adresse: Heiligenstädter Straße 82-92

http://db.nextroom.at/bw/10468.html



Gesamtanlage Karl-Marx-Hof

Europäische Metropolen im Wandel Stadtentwicklung im 20. Jahrhundert 1. Der Karl-Marx-Hof: vorbildliche Wohnbaupolitik in Europa

Von Jost Cramer

Die bedeutendste sozialreformerische Leistung des Roten Wien nach dem Ersten Weltkrieg, die für die kulturelle Welt Westeuropas damals Vorbildeharakter hatte, war die Wohnbaupolitik. Ein Wunder nannte die konservative englische Wochenzeitschrift »Spectator« die Gemeindewohnbauten, die in den Jahren von 1920–1933 von der Stadt errichtet wurden. Sie schufen für ca. 250.000 Menschen eine Wohnstätte. Wie Ringstraße, Stephansdom, Burg und Riesenrad, so prägen auch heute noch die über 300 kommunalen Wohnanlagen das städtische Bild Wiens, deren größte der Karl-Marx-Hof ist.

Schon zur Zeit der Ersten Republik galt er als Vorbild menschengerechten Wohnens und zog viele Besucher an. Obwohl er nun beinahe 70 Jahre alt ist, weckt er immer noch das Interesse als ein Beispiel sozialreformerischen Wirkens, als Architekturdenkmal zwischen Sezession und Expressionismus, als ein Stück Arbeiterkultur und als ein Ort, in dem sich die Geschichte der Ersten Republik spiegelt. Für ausländische Architekten, Delegationen anderer Städte, Wien-Touristen, die sich auch von dieser Seite der Stadt einen Eindruck verschaffen wollen, stellt er wie damals immer noch einen Fixpunkt im Besucherprogramm dar.

Interessiert bei einem Besuch vor allem Architektur und Arbeiterkultur, so empfiehlt es sich, von dem zur Heiligenstädter Straße geöffneten Zentralhof – heute 12.-Februar-Platze (hier hält die Straßenbahn) – auszugehen und von dort einen Gang durch die Innenhöfe und zu den Gemeinschaftsanlagen (z.B. Waschhaus und Kindergarten) zu machen.

Soll der Schwerpunkt mehr auf dem geschichtlichen Hintergrund liegen, so könnte der Besuch bei der Gedenktafel zu den Ereignissen am 12. Februar 1934 beginnen. Sie befindet sich neben dem linken Tor von der Seite des Heiligenstädter Bahnhofs (U-Bahn-Station) aus gesehen. Fragt man Bewohner nach dem Ort der Gedenktafel, wird man wahrscheinlich feststellen, dass nur noch wenige eine Auskunft geben können. Der Text auf der Gedenktafel lautet: »Als erste in Europa traten Österreichs Arbeiter am 12. Februar 1934 mutig dem Faschismus entgegen. Sie kämpften für Freiheit, Demokratie und Republik.«

#### Die Gründerzeit

Ein Blick auf den sozialen und wirtschaftlichen Wandel der Gründerzeit vor dem Ersten Weltkrieg verdeutlicht die historischen Bedingungen der sozialdemokratischen Wohnbaupolitik in Wien. Bevölkerungswachstum, Industrialisierung, wachsende Ausdehnung Wiens, städtebauliche Modernisierung und Ausbau der Infrastruktur für eine moderne Großstadt machten Wien, die Hauptstadt des Habsburgischen Reiches, zu einer der großen europäischen Metropolen. Die Kehrseite war jedoch die soziale Verelendung großer Menschenmassen.

In Wien entwickelte sich eine »Zwanzig-Prozent-Gesellschaft«. Etwa vierhunderttausend von den rd. zwei Millionen Menschen bevölkerten die Operettenhäuser und Theater, lasen die »Neue Freie Presse« oder auch »Die Reichspost«, lauschten Gustav Mahler oder pflegten die Salonkultur, während die übrigen etwa 1,6 Millionen in schlechten bis fast unerträglichen Lebensverhältnissen lebten. Ein Indiz der Armut waren die Wohnverhältnisse. In Anspielung auf die Mietzinshäuser meinte der bürgerliche Wohnreformer v. Philippovich, mit seinen natürlichen Gegebenheiten könne Wien zu einer der schönsten Binnenstädte werden, »während jetzt ein kleiner Raum mit einigen, allerdings unvergleichlich schönen Prachtbauten für die kümmerliche Enge und Trostlosigkeit nicht entschädigt, in die in Vorstädten und Vororten die Hunderttausende zusammengedrängt sind« (v. Philippovich, S. 250).

## Wohnungselend

Die Wohnungen der Armen in den Mietzinshäusern verfügten meist über keine Küche. Die Toiletten wurden grundsätzlich von mehreren Hausparteien benutzt. Es gab Fälle, wo sich 40 bis 60 Personen eine Toilette teilen mussten. Die Stockwerke hatten jeweils eine gemeinsame Wasserstelle, »Bassena« genannt, woher der Begriff »Bassena-Wohnung« stammt. Die so genannten »Lichthöfe« spendeten aufgrund ihrer Enge so wenig Licht, dass sich die tiefer gelegenen Wohnungen in einem permanenten Halbdunkel befanden.

Etwa 280.000 Menschen lebten als Untermieter oder Bettgeher; diese mieteten nur ein Bett oder manchmal nur einen Teil eines Bettes. Viele Arbeiterhaushalte waren gezwungen, Bettgeher aufzunehmen, da sie nur so in der Lage waren, für ihre Miete aufzukommen. Mangelhafte Hygiene, Überfüllung, der Mangel an Licht und frischer Luft machten die Wohnungen zu Brutstätten der Krankheit. Untersuchungen ergaben, dass die Sterblichkeitsrate in den Wohnvierteln der Armen beträchtlich höher war als in jenen der Reichen. Die Tuberkulose war damals in Europa als die »Wiener Krankheit« bekannt.

Ein weiteres Problem war die Obdachlosigkeit. Menschen hausten im Wienkanal, in den Praterauen, in Teestuben und Asylen, in den Ziegelwerken Favoritens, wo sie für die Nacht einen warmen Unterschlupf suchten. Während man in anderen Ländern und Städten bereits daran ging, etwas gegen das Wohnungselend zu unternehmen, war Wien in der zivilisierten Welt berüchtigt für seine Wohnverhältnisse.

Bis zum Ersten Weltkrieg hatten sie sich nicht verbessert. 1910/11 kam es zu Protestaktionen der Arbeiterschaft. Zwar baute die Gemeinde angesichts der Unruhen Notstandswohnungen, prinzipiell lehnten die Christlichsozialen im Gemeinderat jedoch eine wohnungspolitische Fürsorgepflicht der Gemeinde ab, die auch von bürgerlichen Wohnreformern gefordert wurde. Nach wie vor wurde von den Christlichsozialen die Lösung der Wohnungsfrage ausschließlich in der privaten Bautätig-

keit gesehen, wobei für den Bauherrn die Erwirtschaftung einer Rendite als das entscheidende Motiv galt. Sie vertraten den Standpunkt, wie bei einer Ware bestimme sich die Wohnqualität nach der Zahlungsfähigkeit des Mieters.

### Die Wohnbaupolitik des »Roten Wien«

Als nach dem Ersten Weltkrieg Monarchie und Habsburger Reich zusammengebrochen waren, schien für die österreichischen Sozialisten die Zeit entschiedener sozialer Reformen gekommen. Da dies in einer schwarz-roten Koalition nicht gelang, schieden die Sozialdemokraten aus der Zentralregierung aus und konzentrierten ihre Anstrengungen auf Wien. Hier sollten mit einem sozialistischen Reformmodell Zeichen für die Bundespolitik gesetzt werden. Entscheidende Rahmenbedingungen hierfür waren die Machtübernahme der SPÖ in Wien aufgrund des neuen demokratischen Wahlrechts und die Umwandlung Wiens in ein selbstständiges Bundesland 1920.

In Wien war die Wohnungssituation nach dem Krieg jedoch katastrophal. Der 1917 durch kaiserliche Verordnung eingeführte Mieterschutz, der Mietenstopp und Kündigungsschutz enthielt, und die Inflation hatten die private Bautätigkeit völlig zum Erliegen gebracht. Zur Wiederbelebung des Wohnungbaus forderte die konservative Seite eine Liberalisierung des Wohnungsmarkts wie in anderen Ländern, d.h. einen Abbau des Mieterschutzes, um das Bauen wieder rentabel zu machen. Die Sozialdemokraten kämpften dagegen für eine Beibehaltung des Mietenstopps und des Kündigungsschutzes.

Unter dieser Voraussetzung konnte die zur Behebung der Wohnungsnot erforderliche Bautätigkeit nur in Gang gesetzt werden, wenn die Gemeinde selbst als Bauherr auftrat. Der restriktiven Wohnungspolitik folgte notwendigerweise die aktive: d.h. der Wohnungsneubau in kommunaler Regie. 1928 stellte der Sozialdemokrat Otto Bauer fest, der Mieterschutz setze als seine Ergänzung zwingend die öffentliche Bautätigkeit voraus (Reppé, S. 16).

Die Beschaffung des notwendigen Baugrunds wurde durch die Stagnation des Bodenmarkts seit dem Ersten Weltkrieg und den Preisverfall infolge der Inflation begünstigt. Mit einer geschickten Bodenpolitik war es so der Gemeinde möglich, bis 1929 30% der Stadtfläche ohne Enteignung zu niedrigen Preisen zu erwerben. Statt mit hohen Folgekosten verbundene Kredite aufzunehmen, finanzierte die Gemeinde den Wohnbau durch eine extrem gestaffelte Wohnbausteuer, die auf den Mietzins erhoben wurde. 0,5% der Mietobjekte, d. h. die Mieter der teuersten Wohnungen, mussten 45% des Steueraufkommens aufbringen. Zusätzlich zu der Wohnbausteuer traten Luxussteuern z. B. für die Beschäftigung von Hauspersonal, das Halten von Pferden und großen Kraftfahrzeugen oder auf das Essen in feinen Restaurants. Dieses Steuersystem ermöglichte eine wirksame Umverteilung der Vermögen. Die Luxusausgaben der Wohlhabenden finanzierten die Grundversorgung der breiten Massen bei gleichzeitiger Stimulierung der Wiener Wirtschaft. Der Erfinder dieses Steuersystems war der ehemalige Bankier Hugo Breitner, sozialdemokratischer Finanzreferent Wiens und im Bürgertum meistgehasster Mann.

Infolge der kommunalen Bautätigkeit hatte Wien damals die geringste Arbeitslosenquote in Österreich. Um das Bauen arbeitsintensiv zu gestalten, verzichtete man auf die arbeitssparende Plattenbauweise, wie sie z.B. in Frankfurt angewandt wurde.

In über 300 größeren Wohnanlagen schuf die Gemeinde in 10 Jahren rd. 64 000 Wohnungen für etwa ein Siebtel der Wiener Bevölkerung zu einem Mietpreis von etwa drei bis fünf Prozent des Einkommens. Dies bedeutete nicht nur eine wesentliche Verbesserung der Wohnungsversorgung, sondern auch eine Revolution der Arbeiterwohnkultur, ein Novum in der europäischen Baugeschichte, in Stadtplanung und Sozialreform.

Der Karl-Marx-Hof: Mehr als Wohnen Nach unseren Vorstellungen waren die Wohnungen des Karl-Marx-Hofes bescheiden und klein; sie verfügten alle über Küche und WC und einen Waschplatz im WC-Vorraum oder in der Küche. 900 von 1400 Wohnungen hatten einen Balkon oder eine Loggia. So einfach der Standard war, so sehr musste er für Menschen, die bisher in Bassena-Wohnungen oder als Bettgeher hausten, als eine enorme Verbesserung ihrer Lebensqualität erscheinen. Ein Bewohner berichtet: »... Man muss sich ja vorstellen, die Leute kamen ja eigentlich alle aus ganz ärmlichen Löchern. Und da kriegt er jetzt eine Wohnung, wo Wasser und Klosett drinnen, ein Parkettboden sind und einen Balkon. Also, für die Leute war das ein Paradies.« (Reppé, S. 91) An die Stelle der engen »Lichthöfe« traten die geräumigen Innenhöfe, in denen sich die Menschen treffen konnten. Betrugen die Mieten in den Mietzinshäusern bis zu 30 % des Lohns, so mussten jetzt 3-5 % aufgebracht werden, Wohnen also beinahe zum Nulltarif. Dies bedeutete auch eine Reallohnsteigerung.

## Daten zum Karl-Marx-Hof

Bauzeit: 1926-30

Ort: Heiligenstädter Straße 82-92 Zahl der Wohnungen: 1400 Zahl der Bewohner : ca. 5000

Fläche der Wohnungen: 30-60 qm, je nach An-

zahl der Zimmer

Länge des Gebäudes: 1 km Gesamtfläche: 156 000 qm bebaute Fläche: 18,5% Sanierung: 1989-1992

Für die Sozialdemokraten hatten die Wohnanlagen auch eine propagandistische und politisch-erzieherische Funktion. »Für uns ist dieser Bau ein Symbol, an seiner Stirn trägt er den Namen des unsterblichen Geistes Karl Marx ... In seinem Namen haben wir hier eine Festung des Mieterschutzes geschaffen« (Reppé, S. 38f.), sagte der Präsident des Stadtschulrats Otto Glöckel 1930 anlässlich der Fertigstellung des Karl-Marx-Hofs. In einer Rede vom Juni 1924 führte Bürgermeister Seitz aus, jeder solle seiner Individualität entsprechend einzeln und abgegrenzt wohnen können. »Für die allgemei-

nen Bedürfnisse der Erholung und Beschäftigung wird durch gemeinsame herrliche Parkanlagen, die allen zugute kommen, gesorgt. Wir wollen unsere Jugend nicht zu Individualisten, zu Einzelgängern erziehen, sie soll in Geselligkeit aufwachsen und zu Gemeinschaftsmenschen erzogen werden.« (Frei, S. 152)

Die Wohnungen, die anders als die Bassena-Wohnungen für ihre Bewohner ein kleines »Paradies« waren, in dem sie ihre Individualität entfalten konnten, waren nicht das »ganze Heim«. Sie wurden ergänzt durch Gemeinschaftseinrichtungen, welche die Menschen zusammen-bringen sollten. Da waren die Innenhöfe, Orte der Kommunikation, in denen sich täglich ein lebhaftes Kinderleben abspielte, Kindergärten, Mütterberatungsstellen, Ambulatorien, Leseräume, eine Zentralwäscherei, Bäder, Partei-, Gewerkschafts- und Vereinsräume, Verkaufsstellen des »Konsum« und ein Restaurant. Menschen, die in die Wohnungen einzogen, sollten Sozialisten werden. Die vier Keramikfiguren an der Mittelfront des Zentralhofes behandeln die Themen Kinderfürsorge, Befreiung, Körperkultur und Aufklärung. Dies waren die Leitgedanken der sozialdemokratischen Wohnbaupolitik. Die überlebensgroße Bronzefigur des Bildhauers Hofner in der Mitte des Platzes stellt einen »Sämann« dar.

Verglichen mit der progessiven Architektur des Bauhauses erscheint der Karl-Marx-Hof ebenso wie die anderen Gemeindebauten jener Zeit eher bieder und konservativ. Vielleicht war dies eine Ursache für die Akzeptanz bei der Bevölkerung. Sein Architekt war Karl Ehn, der in der Tradition Otto Wagners stand.

Die sich auftürmende Rückfront des Zentralhofes mit den sechs Turmaufbauten, die durch die Fahnenstangen in der Vertikalen noch verlängert werden, konnte wie eine Kampfansage an das bürgerliche Wien erscheinen und wurde von diesem auch so verstanden. Architektonisch ging es jedoch darum, die Baumasse der enorm langen Front des Gebäudes (1 km) zu gliedern. Dies gelang, indem in der Mitte der Anlage ein geöffneter Zentralhof geschaffen

wurde, dessen vertikal aufstrebende Rückfront ein Gegengewicht zu den horizontal ausgestreckten Flankenteilen bildet. Die großen Torbögen verleihen der Masse der Mittelfront eine gewisse Leichtigkeit. Die Fassaden der Flankenteile werden durch die Balkonlinien und die unterschiedliche Farbgebung belebt. Betrachtet man den Lageplan dieses »Wohnpalastes des Volkes« mit dem geöffneten Zentralhof, den Seitenflügeln und den Innenhöfen, so hat man beinahe den Eindruck, als sei hier etwas von der barocken Tradition Wiens aufgenommen worden.

## Das gewaltsame Ende

Der Wohnungsbau des Roten Wien war ein dauernder Streitpunkt zwischen den Sozialdemokraten und den bürgerlich-klerikalen Kräften. Für Gegner und Befürworter hatte der Karl-Marx-Hof eine stark politische Symbolwirkung. Den Bürgerlich-Klerikalen erschien er als Sammlung proletarischer Kräfte gegen das bürgerliche Wien, als Zerstörung der Familie und des Prinzips der Individualität. Die Sozialdemokraten sahen in dem Bau ein Symbol für die Verwirklichung einer neuen Zeit, die menschengerechtes Wohnen, mehr soziale Gerechtigkeit und Freiheit von Unterdrückung und Abhängigkeit bringen sollte.

Der Karl-Marx-Hof im Wandel der politischen Verhältnisse: Namensänderungen
1930 Karl-Marx-Hof (Ära des Roten Wien)
1934 Biedermann-Hof (Kommandant der
Schutzkorpsformation, die an dem Kampf der
Austrofaschisten gegen den Karl-Marx-Hof beteiligt war)

1935 Heiligenstädter Hof 1945 Karl-Marx-Hof (Anknüpfung an die Tradition der Ersten Republik) 1985 Umbenennung des Zentralhofes in »12.-Februar-Platz«

## Zusammensetzung der Bewohner

1930 stammte nur ein Fünftel der Bewohner aus Döbling selbst, da dies ein vorwiegend bürgerlicher Bezirk war. Die meisten kamen aus den traditionellen Arbeiterbezirken wie Brigittenau, Floridsdorf, Ottakring. Viele arbeiteten in den Metallbezirken über der Donau oder in den Uher-Werken. Daneben erhielten zahlreiche Eisenbahner eine Wohnung zugewiesen, da es einige Eisenbahnanlagen in der Nähe gab. Nach dem Sieg der Austrofaschisten wurde eine ganze Reihe von Hauswarten entlassen. Haushalte, die einer revolutionären Gesinnung und Haltung verdächtigt wurden, ersetzte man durch »vaterländische« Mieter. Nach dem Anschluss Österreichs 1938 wurde antifaschistischen Bewohnern gekündigt, dafür wurden Nazis eingewiesen.

Die gewaltsame Zerschlagung der Demokratie und Errichtung einer Diktatur durch die Austrofaschisten 1934 war vor allem gegen das Rote Wien gerichtet. Der ehemalige Bundeskanzler Ignaz Seipel, ein Prälat, hatte schon Jahre vorher die Parole ausgegeben: »Der Schutt der Revolution muss hinweggefegt werden; man muss schießen, schießen, schießen.« Die Gemeindebauten wurden zum Ziel gewaltsamen Vorgehens. Am 12. Februar 1934 fielen die ersten Artillerieschüsse gegen den Karl-Marx-Hof. Am 15. Februar mussten sich die letzten Verteidiger des Hofes angesichts der Überlegenheit von Polizei, Heimwehr und Truppe ergeben.

# Fortsetzung des Kommunalsozialismus in der Gegenwart

In einem Artikel vom Januar 1994 mit dem Titel »Die Metropole der Mieter – Das Wunder des Wiener Wohnungsbaus« schreibt die FAZ: »Weniger bekannt ist, dass der Wiener Kommunalsozialismus fortlebt.« Besuchern aus der Bundesrepublik Deutschland, die an die Behauptung gewöhnt sind, nur noch die Selbstheilungskräfte des Marktes könnten den Wohnungsmarkt kurieren, antwortet nach dem Bericht der FAZ der Wiener Wohnbaustadtrat Edlinger: »Wohnungsbau ist keine wirtschafts-, sondern eine sozialpolitische Aufgabe, von der wir auch nicht abrücken werden, nur weil Markt und Eigentum gerade in Mode sind ...

Grund und Boden dürfen kein Instrument der Gewinnmaximierung sein.«

Edlinger ist Herr über 220.000 stadteigene Gemeindewohnungen und hat den Ehrgeiz, diesen Reichtum jedes Jahr um 2000 Wohnungen zu erhöhen. Er arbeitet unter den Bedingungen einer Planwirtschaft, die sich seit der Ersten Republik kaum verändert hat. Die Stadt verfügt über ein Einkaufsmonopol am Bodenmarkt. Wer mit öffentlicher Förderung bauen will, muss sein Grundstück vom städtischen »Bodenbereitstellungsfonds« erwerben. Zehn Prozent der Lohn- und Einkommenssteuer werden in Österreich für die Wohnbauförderung abgezweigt. Dies ist eine Neuauflage der Abgabe, die der rote Wiener Finanzstadtrat Hugo Breitner 1923 einführte. Für Wien brachte sie 1993 1,2 Milliarden Mark. Die massive Investition in den kommunalen Wohnungsbau aus öffentlichen Mitteln brachte »eine entscheidende Besserstellung der Wohn-verhältnisse breiter Bevölkerungsschichten, wie sie in dieser Form mit einem Anteil von rund einem Drittel der Bevölkerung im kommunalen Wohnungsbestand der Stadt ein einmaliges Phänomen im gesamten westeuropäischen Städtewesen darstellt«. (Lichtenberger, S. 84, Sp. 2f.)

## Literaturhinweise

Alfred Georg Frei: Die Arbeiterbewegung und die »Graswurzeln« am Beispiel der Wiener Wohnungspolitik 1919-1934. Braumüller, Wien 1991

Elisabeth Lichtenberger: Wien zwischen extremer Grenzund Mittelpunktlage. In: Bürger im Staat, Heft 2, 1997 Michael Mönninger: Das Wunder des Wiener Wohnungsbaus. Sozialpolitik für eine neue Baukunst des Alltags. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22.1.1994 Eugen v. Philippovich: Die Wiener Wohnverhältnisse. In: Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, 7. Jahrgang, 1894, S. 215 ff.

Susanne Reppé: Der Karl-Marx-Hof. Picus, Wien 1993 Rolf Schwendtner: Armut und Kultur der Wiener Jahrhundertwende. In: Die Wiener Jahrhundertwende. Hg. von Jürgen Nautz und Richard Vahrenkamp im Auftrag der Universität Gesamthochschule Kassel. Wien 1993

http://www.lpb.bwue.de/aktuell/due/39\_99/wien111.htm

# Werkbundsiedlung Wien

# Werkbundsiedlung Wien (A)

Angeregt durch die Vorläufer in Stuttgart/ Weißenhof (1927) und Breslau (1929) implizierte dieser Wiener Demonstrativbau auch eine Kritik am monumentalen Wohnbauprogramm des »Roten Wien«. Josef Frank übernahm die Gesamtleitung und die Auswahl der eingeladenen Architekten.

Die 70 Häuser wurden im Sommer 1932 zwei Monate lang mit Mustereinrichtungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Sie sollten eine Palette modellhafter, moderner Haustypen für künftige Siedlungsanlagen vorstellen. Ursprünglich zum Verkauf gedacht, wurden die meisten Häuser dann in den Miethausbestand der Stadt übernommen. Die Siedlung gilt als eines der bedeutendsten Dokumente der Moderne in Österreich.

Neben bekannten Ausländern wie Gerrit T. Rietveld, Hugo Häring oder André Lurçat und den »Auslandsösterreichern« Richard Neutra, Arthur Grünberger und Grete Schütte-Lihotzky waren hier die wichtigsten österreichischen Architekten der Zwischenkriegszeit beteiligt: Josef Frank, Adolf Loos, Josef Hoffmann, Oskar Strnad, Oskar Wlach, Ernst A. Plischke, Ernst Lichtblau, Clemens Holzmeister, Oswald Haerdtl, Walter Sobotka, Anton Brenner, Hans A. Vetter und etliche andere zeigten ihre Vorschläge zu einer humanen Wohnkultur auf kleinstem Raum und mit einfachsten Mitteln.

Das Ziel war - im Unterschied zur Weißen-



Werkbundsiedlung Wien



hofsiedlung – nicht die Propagierung neuester Baumethoden oder eines neuen Stils. Frank wollte vielmehr die Vielfalt räumlicher und funktioneller Lösungen zeigen, die auch mit den reduzierten formalen und ökonomischen Mitteln modernen Bauens erzielt werden konnten: Ein Pluralismus typisierter – nicht genormter – Wohnmilieus ohne ideologisches Pathos für eine zum Mittelstand aufgestiegene Arbeiterschicht.

Die Häuser von Loos/Kulka (Raumplan »in der Nußschale«), Rietveld, Guevrekian und Frank zählen zu den größten (100 mv) und interessantesten, jene von Plischke, Brenner, Häring und W. Loos zu den kleinsten (60 mv) und konsequentesten.

1983-85 umfassende Renovierung der im Gemeindebesitz befindlichen Häuser unter der Leitung von Adolf Krischanitz und Otto Kapfinger. Mitarbeit: Jürg Meister.

Planung: Josef Frank Adresse: Veitingergasse 71 – 117

http://db.nextroom.at/arch/10435.html

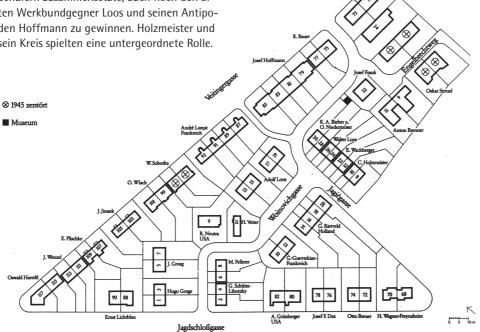
Veitingergasse 71–117, »Werkbundsiedlung« Gesamtleitung: Josef Frank, 1930–32

Die Werkbundtagung 1930 in Wien war der äu-Bere Anlaß für den Bau der Werkbundsiedlung als Ausstellung und Diskussionsbeitrag zum neuen Wohnbau. Frank hatte als Teilnehmer an der Stuttgarter Werkbundsiedlung (als einziger Österreicher) und als Gründungsmitglied des CIAM die internationale Entwicklung genau kennengelernt, und das ermöglichte ihm eine Wiener Konzeption. Während es in Stuttgart mehr um Fragen der Baurationalisierung und Erprobung neuer Baumethoden ging, legte Frank das Schwergewicht auf die Relation von Bauvolumen und Wohnwert, also auf die Frage, wie mit einem Minimum an Raumaufwand ein Optimum an Räumlichkeit erzeugt werden kann. Frank suchte sich auch unter den Ausländern Geistesverwandte, wie etwa Haring, Lurçat oder Rietveld. Es gelang Frank, neben der jungen Avantgarde, die sich hauptsächlich aus Loos-, Hoffmann-, Strnad- und Behrens-Schülern zusammensetzte, auch noch den alten Werkbundgegner Loos und seinen Antipoden Hoffmann zu gewinnen. Holzmeister und sein Kreis spielten eine untergeordnete Rolle.

Es gab auch einige »Heimholungen«, wie etwa Neutra oder Grünberger. Der ursprüngliche Bauplatz lag bei der Wasserturmsiedlung; die Verlegung zum »Roten Berg« brachte nicht nur eine Bauverzögerung von zwei Jahren, sondern auch die Notwendigkeit, das Gelände um Geschoßhöhe aufzufüllen.

Man machte aus der Not eine Tugend und baute Keller, was natürlich zu einer entsprechenden Verteuerung der Häuser führte. Das Konzept einer Siedlung tritt gegenüber jenem einer Ausstellung zurück, es handelt sich also um das Arrangement von über 30 Typenhäusern in verschiedenen Kombinationen auf einem sich anbietenden Grundstück. Architektur und Interieur spiegeln das höchste um 1930 in Wien erreichbare Niveau wider.

Friedrich Achleitner, Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert, Band III/2, Residenz-Verlag, Salzburg,



Lageplan Werkbundsiedlung Wien. Das Museum wurde bei der Sanierung 1985 eingerichtet

# Wohnpark Alt-Erlaa

In den 70er Jahren wollte man die alten Wohnbaumuster des sozialen Wohnbaus dadurch aufheben, daß den terrassenförmigen Wohnungen großzügige Freibereiche zugeordnet wurden und den Bewohnern auf dem Dach ein gemeinsamer Swimmingpool als »urbaner Luxus« eingerichtet wurde. Dieser Luxus wurde durch besonders ökonomische Grundrisse (Mittelflurerschließung) und Fertigteilarchitektur ermöglicht. Größtes Terrassenwohnhaus dieser Art: Terrassen-Wohntürme Alt Erlaa, Wien 23., Anton-Baumgartner-Straße.

Architektur Wien, Springer, Wien, 1998



Wohnpark Alt-Erlaa



Wohnpark Alt-Erlaa, Fassadendetail

In der Wiesen Nord versus Wohnpark Alt-Erlaa, 23. Bezirk, Anton-Baumgartner-Straße

Planung: Franziska Ullmann (Leitprojekt) und Peter Ebner, Atelier 4, Otto Häuselmayer, Johannes Kraus, Boris Podrecca, Helmut Wimmer, LSSS

Schule: Michael A. Hein

Grünplanung: Cordula Loidl-Reisch

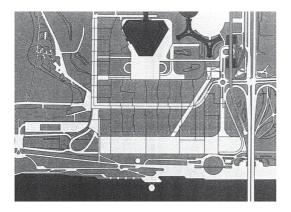
Park: Jakob Fina

Wohnpark »Alt Erlaa«: Harry Glück

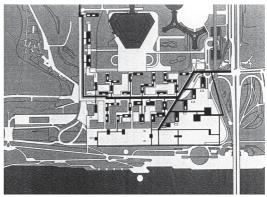
Vis-à-vis der berühmten Großwohnanlage mit Schwimmbad am Dach stellt sich deren stark betonten vertikalen Ausrichtung eine Wohnbebauung mit horizontaler, gewebeartiger Struktur entgegen. Eine Fußgängerbrücke verbindet zwei Wohnwelten zu einem neuen Stadtteil von urbaner Nutzungsvielfalt. Die Felder der Tagesabläufe bilden die Basis für die Bewohner, Arbeitnehmer und regelmäßigen Besucher. Diese subjektive Erfahrungen der Erlebnisfelder durch unterschiedliche Arten von Tätigkeiten, Informationen und Funktionen überlagern sich und bilden eine imaginäre Dichte.

Im Wohnpark Alt-Erlaa leben etwa 10.000 Menschen. Die Zeichenhaftigkeit der 1985 fertiggestellte Anlage von Harry Glück strahlt auf die neuen Nachbarn im Süden und Norden aus. Das Leben der häufig befragten, zufriedenen Mieter wird nach der Anbindung an die U6 nun auch durch die gegenüber angebotene intensive Mischnutzung durch neue Impulse bereichert.

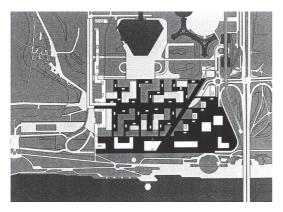
http://www.azw.at/fuehrung/de/10240/10240.htm



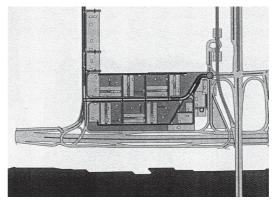
Teilung der Grundstücke in Parzellen



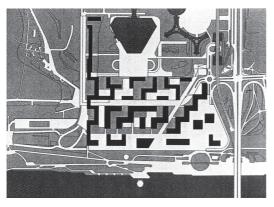
Infrastruktur: Medienebene



Fußgängerebene



Verkehrs organisation



Gebäude





# **Donaucity Entwicklungsstudie**

Adolf Krischanitz **Donaucity Wien** 

Entwicklungsstudie für das Gebiet nordwestlich der Reichsbrücke in Wien In Zusammenarbeit mit Heinz Neumann Mitarbeit Markus Grob (1. Phase)/Ingrid Dreer (2. Phase)

#### Die Grammatik des Stadtraumes

# Zur Lage

Der von den Müllschichten befreite »Mutterboden« zwischen Donauufer-Autobahn und UNO-City wird zur bestimmenden Ausgangslage, von der als gewachsener Basisebene die einzelnen Gebäude entwickelt werden. Als Anschluß an die Umgebung entsteht ein Höhensprung, der als besonders zu behandelnde Randzone sowohl das Gebiet nach innen begrenzt wie auch nach außen als Überleitungsform wirksam wird (Interfacecharakter). Durch diese besondere Topologie wird ein begrenztes Feld geschaffen, das durch seine Höhenlage von +158,5 m über Adria und die umschließenden höheren Ränder (+168 bis +171 m ü. A.) einen außerordentlich interessanten stadträumlichen Ansatzpunkt bildet. Die neuen Planungsansätze gehen von einer differenzierten Verfügbarmachung dieser gewonnenen Ressourcen aus. Die durch diese Betrachtungsweise bestimmte Aufwertung des neu gewonnenen Basisraumes erfordert ein präzises dreidimensionales Instrumentarium, um diesen Raum in einer bestimmten zeitlichen Stufenfolge optimal bespielen zu können. Der festgelegte Flächenwidmungs- und Bebauungsplan ist ein durchaus brauchbarer Parameter, der vor allem die übergeordneten, von außen einfließenden, öffentlich und stadträumlich relevanten Anforderungen festlegt. Mit dieser spezifischen topologischen Situation verbindet sich sinnvoll die Forderung, einen fortschrittlichen städtebaulichen Ansatz in sozialer, wirtschaftlicher und ökourbaner Hinsicht zu (er)finden.

#### Die Organisation des Feldes

Jeder stadträumlichen Gestalt geht eine Grundstücksordnung voraus, die - der Grammatik einer Sprache gleich und nicht vordergründig sichtbar - entscheidendes Regulativ im Zusammenspiel der unterschiedlichen stadtgestaltenden Kräfte ist. Die erfaßbaren Einflußgrößen wie Erschließbarkeit, Orientierung, Belichtung, Belüftung, Dichte, Höhe etc. sind im Hinblick auf die Erreichung eines Gleichgewichtszustandes von durchgehender Grundqualität und individueller Offenheit zu quantifizieren und in Form, Größe und Lage bereits im Grundstück festzuschreiben. Das auf einem Grundraster aufgebaute Parzellenmodul erlaubt eine äußerst variable und differenzierte Bebauungskonstellation, die der jeweils gewünschten Identität (unique sitution) der einzelnen Gebäude zugute kommt. Diese Bebauungskonstellation entsteht dadurch, daß jedes einem Parzellenmodul zugeteilte Volumen des Hochreliefs wahlweise entlang einer ganzen Modulseite gebaut werden kann, weil die verbleibende Freifläche die Belichtung der Nachbarbebauung gewährleistet. Zudem können, abhängig von der Konstellation, auch Teile dieser Freifläche bebaut werden. Die im Prinzip angelegte und erwünschte Variabilität der Baukörperkonstellation erfordert eine begleitende Gesamtplanung, die es ermöglicht, den jeweils »falschen« Planungsstand durch die bereits gebauten Gebäude zu ergänzen und damit insgesamt im Planungsablauf ein »richtiges« Vorwärtsschreiten zu ermöglichen (Falsifikation). Durch diese offene Planungsmethode wird ein permanentes Reagieren auf die Zufälligkeit des einzelnen Entwurfes (durch verschiedene Architekten) gewährleistet und gleichzeitig die Möglichkeit nicht vergeben. vielschichtige und offene Planungs- und Bauprozesse zuzulassen (Akzidentismus). Diese Vorgehensweise erfordert selbstverständlich eine begleitende Gesamtplanung, deren Aufgabe es ist, Steuerungsarbeit in Hinblick auf den Gesamtplan zu leisten. Die Methode der begleitenden Regulierung als kontinuierliche planerische Feineinstellung während der gesamten Planungs- und Bauzeit sollte ein brauchbares, äußerst flexibles Planungsinstrument sein, dessen strukturelle Offenheit den zukünftigen Anforderungen dieses städtischen Bereiches zugute kommen wird (permanente Planung).

Adolf Krischanitz, Buildings and Projects 1986-1998, Birkhäuser, Basel, 1998

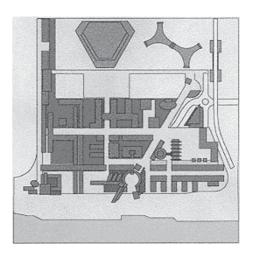


Computermodell der Donau-City





Lageplan Donau-City



Lageplan Donau-City

**Donaucity Eigenwerbung** 

# Donau-City Leben zu jeder Tageszeit

Am Schnittpunkt der wichtigsten städtischen Achse und der Donau entsteht die Donau-City, Wiens modernstes Zentrum. Als eines der bedeutendsten Projekte Europas stellt die Donau-City auch gleichzeitig das Tor zu einem der dynamischsten und am raschesten wachsenden Stadteile Wiens dar. Die bipolare Stadt – mit der Donau-City als Gegenpol zur historischen City - wird Wirklichkeit. Urbanes Wohngefühl, echter Freizeit- und Erholungswert und Büronutzung in Spitzenlage greifen hier ineinander. Die vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten machen die Donau-City zum attraktivsten Standort Wiens, Leben, Arbeit, Forschung und Freizeit an einem Ort bewirken Synergien und finden in außergewöhnlich repräsentiver Lage statt. Die Nähe des Vienna International Centre und des Austria Center Vienna unterstreichen die Bedeutung der Donau-City. Die Internationalisierung Wiens wird hier besonders deutlich.

Internationale Bedeutung
Repräsentative Lage an der Donau
Einzigartige, moderne Architektur
Urbaner Nutzungsmix im modernsten Stadtteil Wiens

Die Donau-City liegt an der Auffahrt zur Reichsbrücke und der Donauuferautobahn und verfügt über eine direkte Anbindung an das Autobahnnetz. Der Vienna International Airport ist rund 20 Minuten entfernt. Das historische Zentrum, der Stephansplatz, ist mit der U-Bahn U1 in nur 8 Minuten ohne Umsteigen erreichbar. In der Donau-City ist die intelligente Plattform für die vielfältigen Ansprüche an die neue Stadt bereits verwirklicht. Auf unterschiedlichen Ebenen sichert die einzigartige Verkehrsorganisation beste Erreichbarkeit urbanes Flair in Fußgängerzonen. Die Erschlie-Bungsstraßen und die Anbindung an die Garagengeschosse werden unter der Fußgängerebene geführt. Die Oberfläche der Donau-City

steht ausnahmslos Fußgängern und Radfahrern zur Verfügung. Das Entstehen des lebendigen urbanen Stadtteils wird so gefördert. Außergewöhnlich ist die Lage direkt an Europas größtem innerstädtischen Erholungsgebiet, die die Qualität des Standortes weiters unterstreicht.

Unmittelbare Anbindung an die Autobahn A22 Direkte Verbindung ins Stadtzentrum mit der U-Bahn Vertikale Trennung von Auto- und Fußgängerverkehr Fußgängerzonen und 6500 Garagenplätze

Die Donau-City ist der attraktivste und modernste Firmenstandort Wiens. Flexibilität, architektonische Gestaltung, Verkehrsanbindung und Expansionsmöglichkeiten stellen die Bürogebäude in der Donau-City über alle anderen Projekte.

#### Andromeda Tower

Der Andromeda Tower wurde als erstes Gebäude der Donau-City 1998 fertiggestellt und ist heute Repräsentanz zahlreicher internationaler Unternehmen. Die hier ralisierte Flexibilität in der Innenraumgestaltung und die modernste Ausstattung definieren auch zukünftig den Standard in der Donau-City.

# Ares Tower

Der Baubeginn des Ares Towers erfolgte August 1999, Mitte 2001 sind die Büroflächen bezugsfertig. Das Gebäude wird über rund 40.000 m√ Büroflächen, einen zentralen Empfang, Caféteria, Sky Lobby und eine Tiefgarage verfügen. Der Ares Tower ist derzeit sicher das hochwertigste Bürohochhaus in Wien. Heraussragend sind neben der Lage vor allem die technische Ausstattung und die Qualität der verwendeten Materialien.

#### **DC Twin Towers**

Als signifikantester Teil der Donau-City ist ein von den Architekten Peichl und Isozaki geplantes Hochhauspaar vorgesehen, welches nicht nur die Corporate-Identity bildet, sondern darüber hinaus auch ein neues Wahrzeichen Wiens werden wird.

Wohnen am Donaupark kombiniert die Vorteile der Großstadt und erlebbarer Natur. Denn die Donau-City ermöglicht beste Erreichbarkeit der Innenstadt und einzigartige Lage am größten Erholungs- und Freizeitgebiet Wiens. Durch die Donau-City Wohnbau AG und die Mischek-Wiener Heim Wohnbau GmbH wurden am Donaupark Wohnhäuser mit rund 1.600 Miet- und Eigentumswohnungen realisiert. Die Lage am Donaupark, der Blick über Wien, die perfekte Ausstattung und höchste technische Standards zeichnen das Wohnen in der Donau-City aus. Nahversorgungseinrichtungen und Cafés sind ebenso Bestandteil wie Schulen und Kindertagesheim in unmittelbarer Nachbarschaft.

Kombination Wohnen und Erholung Außergewöhnliche Lage an der Donau Service- und Dienstleistungseinrichtungen

#### **Tech Gate Vienna**

Wiens erster Wissenschafts- und Technologiepark ist Symbol für die innovative Entwicklung der Stadt und Brainpool für Forscher und Unternehmer. Initiiert von der Stadt Wien und dem Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr wird Tech Gate Vienna einen wesentlichen Beitrag zur engen Vernetzung von Wissenschaft und Wirtschaft leisten und zur Erhöhung der Attraktivität des Standortes Wien beitragen.

# **Experimentarium Wien**

Ein wesentlicher Baustein des Technologiestandortes Donau-City ist das Experimentarium Wien und das angeschlossene IMAX-Kino. Durch die Möglichkeit einer interaktiven und spielerischen Beschäftigung mit wissenschaftlichen Phänomenen seitens der Besucher und dem konzentrierten Einsatz von Multimedia-Einrichtungen wird das Experimentarium zur Verbesserung des Verständnisses für neue Technologien beitragen.

#### Technische Universität Wien

Durch die Ansiedlung der Fakultät für Maschinenbau der Technischen Universität werden die

Potentiale von Tech Gate Vienna optimal genutzt und Synergien verstärkt. Die Donau-City ist durch die Summe ihrer Forschungseinrichtungen und -unternehmen Wiens wichtigster Technologiestandort.

#### Europäische Flugsicherung CEATS

Auch die internationale Flugsicherung wird zukünftig von der Donau-City aus geleistet und unterstreicht weiter die internationale Bedeutung der Donau-City.

Vernetzung von Wissenschaft und Wirtschaft Ideales Umfeld für Innovationen Verstärkung der Synergie aus Technologieeinrichtungen Wissensvermittlung und interaktive Freizeitgestaltung

Der Arbeitsplatz in der Donau-City ist einzigartig. Am besten Standort Wiens werden der Blick auf die historische Stadt ebenso selbstverständlich wie dessen Nähe. Nahversorgungseinrichtungen sind bereits heute in der Donau-City vorhanden. Zukünftig werden weitere Gastromie- und Shoppingeinrichtungen ebenso in ein umfangreiches Kultur- und Freizeitzentrum eingebunden sein. Die Bewohner der Donau-City genießen eine in Wien außergewöhnliche Lebensqualität. Wiens beliebtestes Freizeitgebiet, die 20 km lange Donauinsel, der Donaupark sowie die Alte Donau liegen direkt vor der Haustür. Die gesamte Donau-City ist als großzügige Fußgängerzone konzipiert. Bei dem neuartigen Erschließungskonzept wird der gesamte motorisierte Verkehr unter der Fußgängerebene verlaufen und den Bewohnern ein lärm- und abgasfreies Lebensumfeld bieten. Die Donau-City ermöglicht so die Kombination der Dynamik des städtischen Raumes mit der Entspannung des Erholungsgebietes.

Wiens einzigartiger Arbeitsplatz Unvergleichlich hohe Lebensqualität Leben in Wiens größtem Erholungsgebiet Kombination aus Dynamik und Entspannung Cineplexx

www.donau-city.at/donaucity/index.shtml

# Tages Anzeiger

Tages-Anzeiger, Wien 3. März 2001

#### In Wien wird an den Wolken gekratzt

Gleichzeitig mit der Öffnung des Eisernen Vorhangs vor zehn Jahren überwand die österreichische Hauptstadt ihre Hochhausphobie. Ein Rundgang durch die neue Donau-City

#### Von Axel Simon

Transdanubien muss irgendwo zwischen Kiew und Sibirien liegen, dachte ich mir. In Wien erfuhr ich, dass mit diesem Namen lediglich die Seite der Donau gemeint ist, die dem historischen Kern der Stadt gegenüberliegt. In Transdanubien baut man ein neues Zentrum und etwas, was in Wien bis vor kurzem noch verpönt war: Hochhäuser.

Zwar hat sich in Wien die Euphorie schon vor einiger Zeit gelegt, doch spricht man noch immer von einer »zweiten Gründerzeit«, einem Bauboom, der durch die Öffnung der Grenzen zu Osteuropa zu Beginn der Neunzigerjahre ausgelöst wurde. Die Metropole rückte plötzlich wieder ins Zentrum Europas, nachdem sie seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs das Dasein einer von Überalterung bedrohten Grenzstadt gefristet hatte, ständig von der Übermacht der Geschichte bedroht, wie das John Irving in seinem Roman »Hotel New Hampshire« beschreibt. Darin zeichnet er ein eindrückliches Bild der morbiden Stadt, in der sich gealterte Prostituierte und antiquierte Anarchisten ein Stelldichein geben.

Damit scheint es nun in der österreichischen Hauptstadt endgültig vorbei zu sein. Wien will wieder Weltstadt werden, was heutzutage nichts anderes heisst, als den Global Players repräsentative, gut erschlossene und vor allem flexible Standorte zu bieten. Und womit könnte man diesen Anspruch besser in

Szene setzen als mit gläsernen Türmen, diesen Sinnbildern des Fortschritts? Eine vor zehn Jahren vom Planungsstadtrat in Auftrag gegebene Studie zeigte vor allem das etwas abseits gelegene, mit dem öffentlichen Verkehr jedoch gut erschlossene Ufer der Donau als möglichen Hochhausstandort. Hier befand sich eine Mülldeponie und, in zweiter Reihe, die Anfang der Siebzigerjahre gebaute hässliche Bürostadt der Uno-City. Eine Situation also, die man mit nichts hätte verschlimmern können.

Die einzigartige Chance eines zweiten Zentrums für Wien witternd, projektierte man gemeinsam mit Budapest für 1995 eine Weltausstellung, die für die Donau-City eine Initialzündung sein sollte. Daraus wurde allerdings nichts, denn die im tiefsten Herzen gemütlichen Wiener sprachen sich in einem Volksentscheid gegen das Grossspektakel aus. Der Rest der Geschichte ist Eigendynamik: Beim Entsorgen der Mülldeponie hinterliess man ein riesiges Loch, die davor liegende Autobahn versteckte man unter einer Betonplatte, und mit einer neuen U-Bahn-Linie verband man das zweite geplante mit dem ersten bestehenden Zentrum. Die öffentlichen Investitionen mussten sich nun irgendwie rechnen. Jahrelang wurde eine »Ankernutzung« in Form eines anspruchsvollen Kulturbauwerks gesucht, doch den potenziellen Investoren, allen voran dem Guggenheim-Museum, war die Umgebung doch zu reizlos.

# Mängel der Planung

Und heute? Beim Verlassen der U-Bahn-Station kommt mir wieder Sibirien in den Sinn: Eiskalter Tundrawind bläst einem ins Gesicht. Er findet auf »der Platte« keinen Widerstand. ausser in den Menschen, die sich leicht nach vorn gebeugt vorwärts bewegen. »Die Platte«, das ist das grosse Betonplateau, auf dem die Donau-City steht: Unter ihr befinden sich mehrere Ebenen für Infrastruktur, Verkehr und Versorgung. Über ihr sollen sich in ein paar Jahren sechs bis zu 140 m hohe Hochhäuser erheben, bisher sind es zwei. Die Gebäuderiegel dazwischen sind mit mindestens zehn Geschossen auch nicht klein. Sie bilden heute zum grössten Teil den Wohnpark Donau-City, der einmal fast ein Drittel der Nutzung des Gesamtquartiers ausmachen und 3500 Bewohner beherbergen soll.

Die Architekten Adolf Krischanitz und Heinz Neumann griffen bei ihrem städtebaulichen Plan das Loch der Deponie und die tief liegende Autobahn auf und planten eine Stadt der übereinander geschichteten Ebenen. Die »Platte« gehört den Fussgängern allein. Dieses Konzept der vertikalen Trennung von Autos und Fussgängern ist schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts bekannt. Vor allem in den Siebzigerjahren wurde es häufig umgesetzt, doch als erfolgreich hat es sich nie erwiesen. Um so erstaunlicher die Rückkehr dieses funktionalistischen Prinzips am Donauufer! Nicht nur

oberirdisch sind die Mängel der Planung unübersehbar. Bittet man einen Taxifahrer beispielsweise, den Andromeda-Tower, den ersten hier realisierten Büroturm, anzusteuern, wird man möglicherweise in den dunkeln Eingeweiden des anderen Towers zurückgelassen. Selbst der unwiderlegbare Vorteil eines Hochhauses, Orientierung zu bieten, da es von überall her sichtbar ist, wird in den unterirdischen Strassen und Zufahrten zunichte gemacht. Schliesslich steht es um das Sicherheitsgefühl in der Donau-City nicht zum Besten. Frauen überlegen sich abends, die paar Hundert Meter zwischen der U-Bahn-Station und ihrer Wohnung mit einem Taxi zurückzulegen, statt im Dunkeln durch die leer gefegte Bürostadt zu gehen.

# Ausnutzung und Prestige

Warum werden heute überhaupt noch Hochhäuser geplant? In der bereits weit gehend überbauten Stadt westlich der Donau bleibt den Investoren tatsächlich nichts anderes übrig, als in die Höhe zu gehen. Den Rekord hält hier mit über 200 Metern der Millennium-Tower, der vor einem Jahr nahe dem historischen Zentrum vollendet wurde und dank dem Wien Europas zweithöchstes Bürohochhaus sein eigen nennen darf. Anders bei der Donau-City: Zwar erfordern hier die öffentlichen Investitionen auch eine hohe Ausnutzung des Grundstücks. Diese hätte man aber ebenso mit einer niedrigeren, dafür dichteren Bebauung



Donau-City mit Loudons Wohnriegel und Holzbauers Andromeda Tower im Vordergrund

erreichen können, zum Beispiel nach dem Vorbild der berühmten Wohnhöfe des »roten Wien« aus den Zwanzigerjahren.

An der Wagramer Strasse, nur eine U-Bahn-Station von der Donau-City entfernt, entstanden vor ein paar Jahren ein halbes Dutzend 60 Meter hohe Wohnhäuser. Hier, zwischen Bahntrasse, viel befahrener Strasse und Lagerschuppen, ist der Höhenrausch selbst mit dem Wert des Grundstücks nicht zu erklären. Wohl um die Akzeptanz zu erhöhen, kamen namhafte Wiener Architekten zum Zuge. Aber nur das international bekannte Büro Coop Himmelb(I)au beschritt mit seiner »Wohnmaschine« architektonisches Neuland. Der hohe Bau setzt sich aus verschiedenen vertikalen Gebäudeteilen zusammen, von denen einer als schräges Glasvolumen im Inneren grosszügige Wintergärten enthält. In den obersten Etagen dieser Grossskulptur befindet sich eine »Skylobby« mit gemeinschaftlichen Einrichtungen für die Bewohner. Immer mehr Wohnhochhäuser werden als eigene, geschlossene Welten geplant. Es scheint daher nur konsequent, dass der unwirtlich gestaltete Aussenraum um die Wagramer Türme herum zu keinerlei öffentlicher Aktivität einlädt.

Eine Welt für sich ist auch der Mischek-Tower, höchstes Wohnhaus Österreichs und Teil des Wohnparks Donau-City. Die ambitionierte Fassade wurde vom jungen Architektenpaar Elke Delugan-Meissl und Roman Delugan entworfen. Wer hier wohnt, ist jung, urban, professionell – und hat natürlich keine Kinder. Die würden vom transdanubischen Wind sowieso hinweggeweht. Trotz dieser Übermacht des Individuellen wurde in der Donau-City eine Kirche gebaut, der Inbegriff von Gemeinschaft. Klein und fein detailliert, ein mit hellem Holz ausgekleideter Raum des Architekten Heinz Tesar. Sonderbar deplaziert wirkt sie, wie die Umkehrung der Verhältnisse am historischen und belebten Stephansplatz. Dort ist es der Dom, der in die Höhe schiesst und auf die umgebenden kleinen Wohnbauten seinen Schatten wirft.

Hoch oben, im 33. Stockwerk seines Wohnhochhauses, gibt der Investor eine »American Party«. Draussen, unter dem Abendhimmel, funkeln die Lichter der Grossstadt. Ein paar Musiker spielen dezente Barmusik, das Eis im Glas klirrt leise – Wien ist endgültig zum Bild erstarrt.

Eine Stadt will wieder Weltstadt sein: In der Donau-City wird Fortschrittlichkeit mit Hochhäusern signalisiert.

http://www.smd.ch/cgi-bin/ta/smd\_dok.cgi?XA2001030301018



Modell des Twin Tower



Twin Tower, Verbindungsbrücke



Aktueller Lageplan

# Twin Tower von M. Fuksas





#### Vienna Twin Tower

#### »Top of the Town«

Eine neue Skyline entsteht am Wienerberg, dem höchsten Punkt im Süden von Wien. Das architektonische Leitprojekt ist der Vienna Twin Tower mit einer Höhe von 138 m und 37 Obergeschoßen. Der Beginn einer neuen urbanen Perspektive in einem neuen Jahrtausend. Die Architektur des Turmes signalisiert weit über die Grenzen der Stadt hinaus sichtbar, völlige Offenheit und Klarheit. Der italienische Star-Architekt Massimiliano Fuksas beschreibt die Architektur in drei Worten mit: »Übergang, Verbindung und Transparenz. Denn Stadt ist Energie und Spannung.«

# Architektur – Übergang, Verbindung, Transparenz

Die Landschaft im Süden von Wien wird von einer pulsierenden Verkehrsader – der Triester Straße – durchzogen. Direkt an dieser Ader, am Schnittpunkt von Landschaft und Großstadt, am topographischen Höhepunkt – dem Wienerberg – entsteht mit dem Vienna Twin Tower eine neue weithin sichtbare Markierung. Er wird die bestehende Skyline ergänzen und doch deutlich überragen.

Zwei schmale Türme, in ihrer puren Einfachheit und Schlankheit, erzeugen ein Spannungsfeld durch ihre Stellung zueinander. Die Mobilität des Betrachters läßt die Komposition zur »erfahrbaren Skulptur« werden. Der Passant re-

zipiert durch seine eigene Bewegung eine endlose Zahl von unterschiedlichen Bildern. Das Paradoxon des sich verändernden Fixpunktes entsteht.

Die Struktur der Türme wird von einer Fassade aus entspiegeltem Glas überzogen, die wie eine transparente Haut ungehindert den Blick ins Innere frei gibt. Fassade, und damit Zentrum der Architektur, ist der Mensch. Ein Projekt, welches sich nicht von der Stadt abwendet, sondern sich zum urbanen Umfeld und zur Landschaft öffnet.

Die verglasten Verbindungsbrücken symbolisieren in ihrer Transparenz die Leichtigkeit der Kommunikation zwischen den Nutzern, dem Raum und der umgebenden Landschaft.

Im Sockelbereich des Vienna Twin Tower ist über mehrere Geschoße ein Entertainment Center geplant, das an den bestehenden Shopping Park angebunden wird. Es entsteht durch die Funktionsüberlagerungen von verschiedenartigen Nutzungen eine Verdichtung und Komplexität, die immer wieder durch eingefügte Leerräume erlebbar gemacht wird, ähnlich historischen Plätzen, die der Orientierung und der Kommunikation dienen und zum Verweilen einladen. Auch hier ist Transluzenz oberste Maxime und durchgehendes Gestaltungselement. Es erschließt sich auf mehreren, mit Rolltreppen verbundenen Ebenen eine Erlebniswelt, die zum Verweilen einlädt.

#### Architekt

Massimiliano Fuksas gilt als einer der prominentesten und eigenwilligsten Vertreter der europäischen Architekturavantgarde. Er wurde 1944 in Rom geboren und eröffnete dort 1967 sein erstes Atelier. 1989 folgte eines in Paris und 1996 in Wien. Er unterrichtete als Gastdozent an der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart, an der École Spèciale d'Architecture in Paris, der Columbia University in New York und an der Universität Hannover sowie als ordentlicher Professor an der Akademie der Bildenden Künste in Wien. Seit 1998 ist er Kurator der Architekturbiennale Venedig.

Optimale Funktionalität ist die oberste Maxime des hauptsächlich in Rom und Paris arbeitenden Architekten. Trotzdem gelingt es ihm, die ästhetischen Ansprüche an moderne Architektur kompromißlos durchzusetzen. Ein Spagat der durch die kreative Verwendung hochwertiger und innovativer Materialien möglich wird und der Objekte von höchster Qualität entstehen läßt.

Zu seinen wichtigsten Projekten zählen das spektakuläre Museé de Grafitis in Nieux, das Maison des Artes in Bordeaux und die Universität in Brest. In Österreich hat Massimiliano Fuksas unter anderem das Einkaufszentrum Europapark in Salzburg realisiert.

# Wettbewerb

Das traditionell eng mit Wiener Architektur verbundene Unternehmen Wienerberger war seit Beginn des 19. Jahrhunderts maßgeblich an der städtebaulichen Entwicklung von Wien beteiligt. Als ein Beispiel von vielen können die Ringstraßenbauten angeführt werden. Diese bereits historisch hohen Ansprüche sollen im ausgehenden Jahrtausend noch einen absoluten Höhepunkt finden: Mit der Errichtung eines Bürohochhauses und damit der Fortsetzung und Perfektionierung der in Österreich im Business Park Vienna erstmals umgesetzten Philosophie des »Living Office«: auf dem Wienerberg, dem Ursprung des Unternehmens Wienerberger.

Wienerberger und die Stadt Wien haben deshalb 1994 zu einem internationalen städtebaulichen Wettbewerb eingeladen. Die Büros Atelier 4, Lintl/Delugan, Reinberg, Wimmer, Lautner-Scheifinger-Szedenik-Schindler, Sawade (Berlin) und Massimiliano Fuksas (Rom) haben die Herausforderung angenommen und ihre Vorschläge präsentiert.

Die Aufgabe bestand darin, einen innovativen und modernen Stadtteil zu konzipieren, der Leben, Arbeit und Freizeit harmonisch in Verbindung bringt, aber auch alle Voraussetzungen hat, neues Bezirkszentrum zu werden. Integrativer Bestandteil der Aufgabe war – in

der weiterführenden Phase des Wettbewerbes – der Entwurf eines Bürohochhauses, als Mittelpunkt und Zentrum des Gesamtprojektes.

Die Jury, unter dem Vorsitz von Architekt Prof. Wilhelm Holzbauer, wählte aus allen Einreichungen das innovativste und richtungsweisendste aus: Den Masterplan von Massimiliano Fuksas sowie das Leitprojekt Vienna Twin Tower.

#### Konzept und Umsetzung

Die Gebäudestruktur ist der Schlüssel zu effizienten Büroeinheiten. Der Vienna Twin Tower setzt international Maßstäbe im Hochhausbau. Bei der Konzeption des Vienna Twin Tower werden sowohl die aktuellen Marktbedürfnisse als auch längerfristige Nutzungskonzepte berücksichtigt. In der immer kompetitiveren europäischen Wirtschaft ist Effizienz und Flexibilität absolutes Schlüsselthema. Dies hat natürlich auch Auswirkung auf die Bürosituation von nationalen und internationalen Unternehmen. Mit einer ausgesprochen hohen Flächeneffizienz bei gleichzeitig optimaler Gestaltungsflexibilität setzt der Vienna Twin Tower europaweit neue Maßstäbe für Bürohochhäuser. Bei der technischen Ausstattung werden die international höchsten Standards als Maßstab genommen. Aber auch die Dienstleistungen und Zusatzangebote heben diesen Standort von anderen Angeboten ab.

Mit der Einbettung in den größten einheitlich gemanagten Bürostandort von Österreich, die Wienerberg City, bietet der Vienna Twin Tower auch optimale Flexibilität für eine Zeit rasanten Wandels in vielen Wirtschaftsbereichen. Im Falle einer raschen Expansion eines Unternehmens, besteht die Möglichkeit, schnell, am gleichen Standort, in gesicherter Top-Qualität zu wachsen.

Ein Firmensitz, der durch die architektonisch bemerkenswerte Gestaltung und die Lage Modernität, Stärke und eigenes Profil eines Unternehmens unterstreicht, aber auch Mitarbeitern einen attraktiven Arbeitsplatz in einem angenehmen Umfeld bietet.

#### Bautechnik

Die beiden Bauunternehmen Ilbau Ges.m.b.H. und Universale Bau AG, die sich für die Umsetzung dieses Projektes zur Arge Vienna Twin Tower zusammengeschlossen haben, wurden mit der Errichtung des Gebäudes beauftragt. Insgesamt 1.300 Ingenieure, Techniker und Bauarbeiter zeichnen vorort für den Baufortschritt verantwortlich. Permanent arbeiten ca. 900 Personen auf der Baustelle. Bis zur Fertigstellung kommen für das gesamte Bauwerk 90.000 m⟨Beton, 8.000 t Stahl sowie 40.000 m√Glas zum Einsatz.

Die Errichtung des Gebäudes wird konstruktiv grundsätzlich in zwei Abschnitte geteilt:

# Das Sockelgeschoß

Auf einer Fläche von ca. 12.500 m√werden fünf volle Geschoße unter Terrain und darauf zwei volle Geschoße, diese jedoch mit einer Fläche von ca. 10.000 m√errichtet. Der Sockelbereich hat eine Bauhöhe über Terrain von ca. 10 m.

#### Die Türme

Turm A mit 138 m und Turm B mit 126 m über Terrain, welche ab dem 3. Obergeschoß mit leichten Brückenkonstruktionen in 19 Ebenen miteinander verbunden sind. Die vermietbare Geschoßfläche beträgt ca. 700 m√pro Turm.

# Innenausbau

#### Boden

Durchgehender Doppel- oder Hohlraumboden mit Teppichboden, Belastungsmöglichkeit 500kg/mv/.

# Decke

Durchgehende abgehängte Blechdecke mit integrierten EDV-Rasterleuchten im Bandrastermaß. Eine Aludecke ist die Kühldecke mit aktiven und inaktiven Deckenelementen, Bandrasterachse = 1,35 m

#### Wände

Konstruktive Bauelemente (Betonwände, Stützen) in schalreiner Ausführung, gespachtelt und gemalt.

#### Lüftung

Quelllüftung entlang der Fassade mit integriertem Konvektor; Zuluftregelung über Volumenstromregler (Innen- und Außenzone); Abluft wird über die Leuchten und und den Deckenhohlraum abgesaugt. Im Deckenhohlraum haustechnische Einbauten wie Sprinklerleitungen, Kühl- und Luftleitungen, Kabeltrassen etc.

# Sonnenschutz/Blendschutz

Innenliegender Sonnenschutz über Zentralschalter; während der Nichtbetriebszeiten wie Wochenenden, Urlaubszeiten etc., werden die Sonnenschutzeinrichtungen zentral von der Leittechnik abgesenkt.

#### Stromanbindungen

Grund-BUS-Installationen. Lichtschalter entweder direkt neben der Eingangstüre oder der Gruppenzuordnung bei Teambüros. Putzsteckdose auf Achse Lichtschalter, jedoch 30 cm über dem Boden.

# Telekommunikation

Ausstattung mit den modernsten Technologien, Grundsteigleitungen im Haupteinzugsschacht vor dem Mietbereich (Glasfaserkabel), Ringleitung (strukturierte Verkabelung) im Mietbereich. In jeder zweiten Achse Bodentanks mit zwei Steckdosen, vier Leerdosen. Die Planung und Ausführung der Innenausbaumaterialien erfolgt nach den Wünschen und Anforderungen des Mieters.

#### Haustechnik

#### Bussystem

Alle haustechnischen Einrichtungen des Vienna Twin Tower werden über ein sogenanntes Bussystem geregelt. Die Schaltung des Beleuchtungssystems, die Steuerung der Jalousien sowie die Einzelraumregelung der Klimatisierung sind dadurch miteinander vernetzt und können bei Änderungen der Grundrißgestaltung innerhalb der Bürogeschoße jederzeit – ohne wesentliche Installationsarbeiten – durch Umprogrammierung den neuen Gegeben- heiten angepaßt werden.

Die Überwachung des gesamten Vienna Twin Tower erfolgt zentral ebenso über dieses Bussystem und es können dadurch – ohne Beeinträchtigung der individuellen Eingriffsmöglichkeiten – Nacht- und Wochenendschaltungen vorgenommen werden. So können beispielsweise alle Jalousien in den Nachtstunden zur Vermeidung von Auskühlverlusten geschlossen werden, ohne die Mieteinheiten zu betreten.

Alle Regler kommunizieren zudem über das Bussystem miteinander. Dadurch wird in Abstimmung mit den Nutzerwünschen die energiesparende Regelung der Raumtemperatur im Aufenthaltsbereich ermöglicht.

# Klimatisierung

Die Klimatisierung der Büroräume des Vienna Twin Tower erfolgt über ein integriertes System aus Quelllufttechnologie und temporärer Unterstützung durch eine Konvektorheizung bzw. eine Kühldecke.

Quelllüftung: Mittels impulsarmer, bodennaher Zuluft werden zu jeder Jahreszeit zugfreie und hygienisch einwandfreie Raumkonditionen gewährleistet. Die Zulufteinbringung erfolgt darüberhinaus durch die sehr niedrige Ausströmgeschwindigkeit nahezu geräuschlos – störende Ventilatorgeräusche in den Büros gehören endgültig der Vergangenheit an.

Untersuchungen bei ausgeführten Anlagen zeigen einen hohen Zufriedenheitsgrad bei den Nutzern bei gleichzeitig optimalen Werten der Lufthygiene. Kühldecke: In die abgehängte Alu-Zwischendecke ist eine konvektiv wirkende Kühldecke aus Kunststoff-Rohrregistern inte-

griert, die vor allem während der Sommermonate die Büroräume mit sogenannter »stiller Kühlung« temperiert.

Konvektorheizung: Entlang der transparenten Fassade sind im Doppelboden bei den Quellluftauslässen Konvektoren zur Heizung der Büros in der kühlen Jahreszeit vorgesehen. Durch diese Anordnung wird im Winter der Kaltlufteinfall an der Glasfassade abgeschirmt und die Behaglichkeit im Büro bereits bei sehr geringen Arbeitsplatzabständen von der Fassade

#### Licht

Das Beleuchtungssystem des Vienna Twin Tower in den Bürobereichen ist in die Alu-Zwischendecke integriert und gewährleistet eine optimale, EDV-taugliche künstliche Belichtung nach den neuesten Richtlinien für Arbeistplatzgestaltung. Über die Beleuchtungskörper wird weiters die verbrauchte Raumluft aus den Bürobereichen abgeführt, wodurch die Abwärme der Leuchtmittel trotz hoher Beleuchtungsstärke nicht das Raumklima der Büros belastet. Geregelt wird die Beleuchtung in Abstimmung mit der individuellen Jalousiesteurung je Arbeitsplatz über das Bussystem. Somit ist selbst bei Einrichtung eines Teambüros (Großraumbüro) zonenweise angepaßte Lichtregelung möglich.

# Energieverbrauch

Durch den Einbau von Energierückgewinnungssystemen und vor allem durch die Kombination von Quelllüftung und Kühldecke sind die Betriebskosten für die Klimatisierung der Büros im Vienna Twin Tower um 25% bis 30% niedriger als bei konventionellen Systemen. Bei Leitungsführungen und Leitungsquerschnitten konnten weiters durch integrierte Planung von Architektur und Haustechnik neueste Erkenntnisse über verbrauchsmindernde Maßnahmen berücksichtigt werden. Der Energieaufwand für den Transport der jeweiligen Medien (Luft, Wasser) wird dadurch entscheidend minimiert. Der hohe Anteil von transpa-

renten Fassaden ermöglicht die optimale Nutzung von umweltfreundlicher, passiver Solarenergie während der Heizperiode.

#### Sicherheitssysteme

Die Führung der Verkehrswege innerhalb und außerhalb des Vienna Twin Tower in Kombination mit den vorgesehenen Sicherheits- und Zutrittskontrollsystemen gewährt einen sehr hohen Sicherheitsstandard:

Durch die Trennung der Hochgeschwindigkeitsaufzüge der Bürotürme von den Liftgruppen, die die Garage mit den Turmzugängen bzw. dem Entertainmentcenter verbinden, können Personen nicht direkt aus der Garage in die einzelnen Bürogeschosse gelangen. Nutzer und Besucher müssen über die Hauptzutrittsebene im 1. OG mit einem zentralen Empfangsbereich und über ein berührungsloses, elektronisches Kontrollsystem die Bürotürme betreten. Der Empfang ist rund um die Uhr mit geschultem Sicherheitspersonal besetzt. Alle öffentlichen Bereiche in der Garage und auf den Verkehrswegen werden zusätzlich mit Videokameras überwacht. Für individuelle Sicherheitssysteme sind Leerverrohrungen und Platzreserven vorgesehen. Über die Bussysteme können diese, sofern gewünscht, auch in die zentrale Überwachung eingebunden werden. Streifendienste gewährleisten darüber hinaus zusätzliche Sicherheit in allen Bereichen innerhalb und außerhalb des Vienna Twin Tower.

# Brandschutz

Der Vienna Twin Tower ist im gesamten Gebäude mit einer Sprinkleranlage ausgestattet und wird mittels Brandmeldeanlage und einer ständig besetzten Sicherheitszentrale überwacht. Beide Türme haben vorschriftsmäßig angeordnete und mit einer Schleuse ausgestattet Sicherheitsaufzüge, die auch für Lastentransporte verwendet werden können.

# »Living Office«

Die Projektphilosophie des Business Park Vienna und des Vienna Twin Tower heißt »Living Office«. Dahinter steht die Idee einer neuen Arbeitswelt, in der die Gebäude in Lebensräume - gestaltet mit viel Grün, Licht und Luft - integriert werden. Die offene und funktionelle Gestaltung der Büros motiviert auf natürliche Weise zur Zusammenarbeit und Kommunikation. Das »Living Office« orientiert sich an den täglichen Bedürfnissen der Unternehmen und deren Mitarbeiter. Vorgesehen bzw. bereits vorhanden sind Einrichtungen für Einkauf, Kommunikation, Gesundheit, Freizeit und Sport. Durch die Art der Gestaltung und die harmonische Einbindung in die Umgebung wird ein positiver Lebensraum geschaffen, der auf natürliche Weise die Arbeitsfreude, Kreativität und Motivation fördert.

Die Tendenz der konzentrierten Verlagerung der Wirtschaftsstandorte aus den Stadtzentren bedingen eine große Mobilität der Arbeitnehmer. Dies ist sozioökonomisch und für den Arbeitnehmer selbst eine große Belastung. Die dadurch entstehenden Reibungsverluste werden – wie in der Wienerberg City – minimiert, wenn ein Wirtschaftsstandort ganzheitlich und integrativ »als Stadt der kurzen Wege« konzeptioniert wird: Arbeiten wo Sie wohnen, wohnen wo Sie arbeiten.

Mit dem Leitprojekt Vienna Twin Tower wird die Wienerberg City mit insgesamt mehr als 115.000 m√zum größten einheitlich gemanagten Bürostandort in Wien. Das Areal wird aber auch um 95.000 m√Wohnfläche erweitert. Damit entwickelt sich die Wienerberg City zur Stadt in der Stadt - ein Arbeits- und Lebensraum für mehr als 11.000 Menschen entsteht. Soziale- und Bildungseinrichtungen, wie zum Beispiel eine Volks- und Hauptschule mit insgesamt 21 Klassen und zwei Kindertagesheime, sind in das Gesamtprojekt integriert. Im Entertainment Center wird für eine abwechslungsreiche Freizeitgestaltung gesorgt und im Shopping Park Vienna läßt sich der tägliche Einkauf problemlos erledigen. Die Vision des »Living Office« - Leben und Ar-

Die Vision des »Living Office« – Leben und Arbeiten an einem Ort – ist in der Wienerberg City in Österreich erstmals gelebte Realität.

#### Facts in Kürze

#### Vienna Twin Tower

Wienerbergstraße/Triester Straße
Investor/Projektentwickler: Wienerberg City

Errichtungsges.m.b.H.

Architekt: Massimiliano Fuksas

Generalunternehmer: Arge Vienna Twin Tower

Ilbau Ges.m.b.H. – Universale Bau AG

Baubeginn 9/1998, Fertigstellung Anf. 2001, Investitionsvolumen 1,5 Milliarden Schilling, Liegenschaftsfläche 14.000 m√

# Nutzflächen

Büro: 48.500 m√

Gastronomie/ Entertainment: 11.500 m√ Lager (Unter-geschosse): 5.400 m√

Garagenstellplätze: 1.050

Höhe Turm A: 138 m (37 Geschosse) Höhe Turm B: 126 m (34 Geschosse)

#### Entertainment

Kinocenter mit 10 Kinosälen (2350 Sitzplätzen), Themenrestaurants, Erlebnisgastronomie, Food-Court für Tagesverpflegung, Family Entertainment Center

# Standort und Umfeld

Der Vienna Twin Tower entsteht in einem der größten städtebaulichen Leitprojekte in Wien, der Wienerberg City. Hier entsteht ein neuer attraktiver Stadtteil: Mit Angeboten für Freizeit und Sport, sozialer Infrastruktur, Bildungseinrichtungen, Wohnungen und Arbeitsplätzen. Der bereits 1995 fertiggestellte Business Park Vienna mit dem integrierten Shopping Park Vienna, sind die Basis. Das Leitprojekt Vienna Twin Tower und das Entertainment Center erweitern das neue Zentrum um 100.000 m√ Nutzfläche sowie ein interessantes, reichhaltiges Freizeitangebot.

»On top« ist bereits die Lage der Wienerberg City am höchsten, südlichen Punkt in Wien: dem Wienerberg. Dieser Standort und die freie Situierung der Gebäude eröffnen einen weiten Ausblick über die ganze Stadt und den Wienerwald. Wien erhält mit der Wienerberg City und dem Vienna Twin Tower aber auch ein südliches Tor zu einer neuen urbanen Wirtschaftsachse, die sich über die Innere Stadt in Richtung Norden erstreckt.

# Business Park Vienna – Erstes multifunktionales Büroprojekt in Österreich

Büronettonutzfläche: 66.000 m√ Gesamtnettonutzfläche: 87.000 m√ Vollvermietet seit Fertigstellung

# Nutzung

Shopping Mall, Gastronomie, Privatkindergarten, Konferenzräume, 46 Business Apartements, 1.039 Tiefgaragenplätze

#### Wienerberg City

Erweiterung des Business Park Vienna zu einem neuen, attraktiven Stadtteil für Arbeiten, Wohnen, Freizeit, Einkaufen und soziale Einrichtungen.

# Erweiterung

Liegenschaftsfläche: 62.000 m√

# Nettonutzfläche (exkl. Business Park Vienna, Garagen):

Vienna Twin Tower: 65.300 m√ Wohnungen: 110.000 m√ Schule (Stadt Wien): 6.000 m√

Summe: 181.300 m√

Investitionsvolumen: (Errichtungskosten inkl. Nebenkosten) ca. 4,0 Milliarden ATS

#### Infrastruktur

Garagenstellplätze: ca. 2.300 Stk., Schule (Stadt Wien): 13 Volksschul-, 8 Hauptschulklassen, Kindergarten (Stadt Wien): 4 Gruppen, Mehrzweckraum, Wohnungen: ca. 1.300 WE

#### Zeitplan Bauträgerwettbewerb

Start 04/1999, Jury 08/1999, 11/2000, Verkauf der Bauplätze 09/1999, 01/2001, Errichtung 2000-2003

http://www.vtt.at/

# Twin Tower von M. Fuksas



Vienna Twin Tower Wien (A)

Stapeln und schlichten Von Liesbeth Waechter-Böhm

Erst zwei, dann nur einer, dann wieder zwei: Fährt man an ihnen vorbei, scheinen sie sich zu »bewegen«, die transparenten Turm-Zwillinge am Südhang des Wienerbergs. Massimiliano Fuksas' Twin-Tower: ein neues Wahrzeichen der Donaumetropole?

Hochhäuser, seien wir ehrlich, sind eine zwiespältige Angelegenheit. Sie sind zwar – hoch und vermögen dadurch Aufsehen zu erregen; was ein Aspekt sein mag, der vom Bauherrn über den Architekten bis zu den Nutzern alle Beteiligten interessiert. Außerdem kommt es in Hochhäusern auf einer minimalen Grundfläche zu einer maximalen Stapelung von Nutzflächen; das wiederum ist ein Aspekt, der zweifellos den Investor interessiert. Aber inhaltlich-räumlich, architektonisch-gestalterisch ist wenig drin im Hochhausbau.

Architektonisch tut sich jenseits der Positionierung solcher Gebäude im städtischen Kontext und ihrer spezifischen Fassadenlösung nicht viel. Daraus ist man versucht zu schlie-Ben, daß es nicht das Hirn des Architekten sein kann, das spricht, wenn er trotzdem ein Hochhaus bauen möchte. Was sich in diesem Fall zu Wort meldet, ist ein ganz anderes »Organ«: Es ist sein Bauch, der ganz emotional nach Höherem strebt.

Dem Römer Massimiliano Fuksas muß das bewußt gewesen sein, als er seinen Twin-Tower am Südhang des Wienerberges plante. Denn was da in einer Doppel-Konfiguration in die Höhe strebt, ist untypischer Fuksas, minimalistischer Fuksas. Sehr edel und in seiner durchgehaltenen Transparenz auch sehr reizvoll, aber reduziert auf das, was wirklich Sache ist: gestapelte Geschoßflächen, von denen man im vorhinein nicht wissen kann, was die Nutzer daraus machen. Man muß gewissermaßen in die Niederungen der ausladenden dreigeschossigen Sockelzone hinuntersteigen, um etwas von der räumlichen Vielschichtigkeit und Expressivität des Massimiliano Fuksas zu erleben. Man muß hinuntersteigen ins sogenannte Urban Entertainment Center, aus dem die beiden Türme herauswachsen. Dort kommt man dann in großzügig formulierte öffentliche Bereiche und den eigentlichen, über einen »fliegenden Teppich« deutlich anders materialisierten Zugang für die Mitarbeiter in die Hochhäuser.

Erste Frage: Was ist ein »Urban Entertainment Center«? Investoren stellen sich darunter offenbar eine Konzentration von gastronomischen Einrichtungen und Shops vor, untrennbar verbunden mit einem weiteren Kinocenter. Letztere sind in den vergangenen Jahren in Wien ja nur so aus dem Boden geschossen. Und sie sind durch die Bank kein Erfolg. Daran, daß es jetzt eines mehr gibt - mit zehn Sälen für 2200 Besucher -, ersieht man, wie lang die Vorlaufzeit eines solchen Großprojektes ist und wie wenig flexibel sich der Denk- und Planungsprozeß im Vorfeld des Bauens - vor allem auf der Seite des Investors – gestaltet. Unter dem Vorzeichen der ökonomischen Realisierung ist ein Umdenken, das andere Nutzungen ins Spiel bringt, praktisch nicht möglich.

Trotzdem – vorweg: Was in den letzten Jahren an Hochhausbauten in Wien so dahingekleckert wurde, Fuksas hat es mit einer bewundernswerten Bravour überrundet. Vom



Twin Tower, Grundrißschema

Wohnhochhaus der Coop Himmelb(I)au abgesehen, stehen hier am Wienerberg die einzigen Hochhäuser der Bundeshauptstadt, die mehr bieten als den langweiligen Durchschnitt.

Das hat mit ihrer Positionierung zu tun: Die Fernwirkung ist wirklich toll, ein potentielles Wahrzeichen für den aus dem Süden Anreisenden. Und im Vorbeifahren, gleich aus welcher Richtung, ist es einfach eine Bereicherung, wie sich die beiden Türme »bewegen«, wie sie sich verschieben, sodaß erst zwei Türme sichtbar sind, dann nur einer, dann wieder zwei. Und weil sie so transparent sind, bleibt eine spannende Schichtigkeit dabei immer präsent. Bei allem Minimalismus schimmert da eben doch mehr als nur eine Ausdrucksebene auf.

Zu den Fakten: Die beiden Türme stehen in einem relativ spitzen Winkel zueinander. An der engsten Stelle rücken sie sogar bis auf fünf Meter zusammen. Der schlanke höhere der beiden Türme ist 138 Meter hoch (37 Geschoße), der etwas niedrigere, gedrungenere 127 Meter (34 Geschoße). Aber beide beinhalten die gleiche Nutzfläche, und sie sind in mehreren »Paketen« (Dreier-, Vierer-, Fünfer-Paketen) durch insgesamt 19 verglaste Brücken miteinander verbunden.

Diese Brückenverbindungen waren gar nicht leicht zu lösen, weil sich die Türme, entsprechend der Windlast, unterschiedlich bewegen. Und die Brücken selbst aber keinerlei konstruktive Funktion haben, sie dienen nicht etwa der Aussteifung. Sie sind reine Verbindung zwischen den Geschoßen und müssen also die unterschiedlichen Bewegungen der Türme mitmachen. Das ist mit einer elastischen Lagerung, die aus der Flugzeugtechnik kommt, bewältigt worden. Sinn dieser horizontalen Verbindung zwischen den Türmen ist jedenfalls: großfläche Nutzung auch auf einer Ebene zu ermöglichen. Zusätzlich gibt es in Form von Aussparungen in den Betondecken auch potentielle vertikale Verbindungen zwischen den Geschoßen, wo interne Treppenverbindungen (und damit kurze Wege) möglich sind.

Konzeptuell sind die beiden Türme in bezug auf die innenräumliche Nutzung differenziert angelegt: Der schlanke hohe ist für Zellenbüros prädestiniert, der breite niedrigere läßt auch großräumliche Lösungen zu. Aber das sind Anforderungen, auf die heute jeder Architekt, der für einen Investor und anonyme Nutzer planen muß, selbstverständlich eingeht. Die kleinen gestalterischen Abstriche, die Fuksas in Kauf nehmen mußte, tun nur dem fachkundigen Auge weh: Er wollte die Liftkerne rundum mit amerikanischer Kirsche verkleiden und dadurch als eigenen Körper artikulieren. Es wäre schöner gewesen, zugegeben, aber daß dieses Konzept nur teilweise realisiert ist, geht wirklich nicht an die Substanz.

Substantiell war eigentlich nur der Eingriff in die Fassadenlösung. Die war ursprünglich (im Wettbewerb) zweischalig konzipiert, sodaß es den Nutzern in den Büros möglich gewesen wäre, innen drinnen Fenster zu öffnen. Noch im Wettbewerb hat dieser Vorschlag den allergrößten Anklang gefunden, in der Realisierung ist er – aus Kostengründen – gescheitert. Die Ganzglaslösung – ohne Brüstung – der jetzigen Fassade gleicht diesen Abstrich zwar nur teilweise aus, verglichen mit den Fassaden-lösungen anderer Wiener Hochhäuser ist sie

dennoch eine Errungenschaft. Und sie wurde schwer erkauft. Wenn es nicht deutsche Präzedenzfälle gegeben hätte, auf die sich verweisen ließ, und wenn nicht die Sprinkleranlage entsprechend verstärkt worden wäre, dann hätte die Feuerpolizei (Brandüberschlag!) dieser Fassadenlösung sicher nicht zugestimmt.

Trotz aller Anonymität der Planung – sie ist ja für gänzlich unbekannte Nutzer konzipiert, von denen man nicht weiß, ob sie mehrere Geschoße nehmen oder nur eines oder überhaupt nur einen Teilbereich - hat Fuksas bestimmte räumliche Qualitäten durchsetzen können. Vor allem die lichte Raumhöhe in den Büros, aber auch den Gängen ist angenehm (und deutlich besser als im Millenniumstower): 2,80 Meter! Auch das unterschiedliche Erschließungskonzept der beiden Häuser - ein innenliegender Kern beim hohen Turm, eine außenliegende Erschließung beim breiteren schafft eigene, differenzierte Innenraumqualitäten. Schließlich wichtig für das äußere Erscheinungsbild: Die notwendigen Technikgeschosse wurden am Wienerberg ganz nach oben und ganz nach unten verlegt, der Turmschaft selbst ist in beiden Fällen wirklich trans-

Zweite Frage – und Verbindungsklammer zum Anfang: Wieso reißen sich Architekten eigentlich um Hochhäuser, obwohl gerade diese Typologie fast nichts zuläßt? Was kann architektonisch schon dabei herauskommen, wenn ein Investor baut, der nur darauf aus ist, nicht nur maximalen, sondern auch raschen Gewinn zu erzielen? Für die Architektur wird es unter solchen Vorzeichen eng. Eigentlich bleibt nur die Höhe, der »Geschlechterturm«, der die Sache doch schillernd, verlockend, illuster macht. Und damit sind wir wieder - beim Bauch des Architekten, nicht beim Gehirn, wo vermutlich die Vernunft angesiedelt ist. Es klingt absurd, aber gerade diese kommerziellen Geschlechtertürme unserer Gegenwart scheinen die emotionalen Ressourcen unserer Architekten unheimlich zu stimulieren.

Fuksas hat sich da sogar selbst übertroffen. Der Minimalismus seiner Türme ist in Wirklichkeit seine Sache nicht. Fuksas »at his best« oder »at himself« erlebt man im Sockel. Da sind die Ebenen ausdrucksvoll verschnitten, da hat er sogar eine plastisch expressive, vielleicht nicht ganz wirtschaftliche, lineare Anordnung der Kinosäle durchgesetzt. Und eine Verknüpfung der unterschiedlichen Bereiche, die zumindest für ein räumliches Gesamterlebnis prädestiniert ist.

Es ist keine Frage der Architekturqualität, ob dieses Erlebnispotential genutzt wird. Da kommen viele andere (architekturfremde) Faktoren ins Spiel, da hat der Investor die Hauptverantwortung. Und wenn man sich die jüngsten Debatten über die mangelhafte Verkehrsanbindung des Wienerberg-Projektes ins Gedächtnis ruft, dann möchte man resümieren: Diese Verantwortung bleibt ganz bei ihm – und natürlich auch bei der Stadt Wien.

Spectrum, 10.02.2001 http://db.nextroom.at/tx/8822.html



Twin Tower, Nutzungsschema

# Stadt-Visionen – Massimiliano Fuksas Porträtiert von Gernot Zimmermann

Sein Twin-Tower am Wienerberg, an der Südausfahrt Wiens ist für Fuksas die Vollendung einer alten urbanen Logik – eine neue Skyline ist entstanden

Massimiliano Fuksas weiß, dass die Zukunft der Stadt heute ganz anders ausschaut. Sie hat schon längst begonnen, postuliert er. In seinem Konzept der Magma-Cities ist die Stadt eine Agglomeration, ein Ort, an dem es keine ordnende Idee, kein fundamentales Prinzip mehr gibt, das im 19. oder 20. Jahrhundert noch die Stadt geregelt hatte. Es gibt keine typischen Elemente des Städtebaus mehr. Das historische Zentrum wird immer kleiner. Rundherum gibt es Peripherie, manche nennen es Chaos.

#### Mega-Cities und Favelas

Das Chaos besetzt Massimiliano aber durchaus positiv. Die Mega-Cities vor allem in Asien wachsen mit einer Geschwindigkeit, die kaum nachzuvollziehen ist. Fuksas nennt als eine der extremsten Städte Kalkutta, das eine eigene, anarchische Lebensform entwickelt, jenseits von öffentlicher Stadtplanung. Auch die Favelas, die Elends-Slums Südamerikas, findet Fuksas spannender als jeden Versuch sozialer Architektur.

Was ist aber die Antwort des Architekten auf diese Entwicklungen? Fuksas: »Der Architekt muss auch heute das Existierende modifizieren. Vom ästhetischen Diskurs müssen wir zurückkehren zum Ursprung des Architekten, wir müssen den Leuten ein gutes Leben ermöglichen, mehr als nur ein schönes Haus. Wir sind ja Alchemisten, Magier, wir schaffen Emotionen wenn wir als Architekten Künstler sind. Wir müssen in diesem riesigen Magma der Stadt neue Orte kreieren«.

# Projektvielfalt

Der 1944 in Rom geborene Architekt und Designer Massimiliano Fuksas, der Büros in Wien und Paris unterhält und an den verschieden-

sten Hochschulen gelehrt hat, von der Columbia University in New York bis hin zur Akademie der Bildenden Künste in Wien, betreut derzeit gleich mehrere Projekte in Hamburg, Rom oder Turin. Sein Friedenszentrum in Jiaffa in Israel will er trotz der derzeitigen Konflikte zwischen Israelis und Palästinensern bauen: Das sei eben das utopische Potential der Architektur, das er lebe, meint Fuksas.

Dieses Potential hat Fuksas auch in der von ihm geleiteten Architektur-Biennale heuer in Venedig gezeigt: weniger Ästhetik, mehr Ethik, hieß die polemische und engagierte Devise. Und obwohl er sich mit der Biennale-Leitung überworfen hat, zieht Fuksas eine positive Bilanz daraus: »Die Atmosphäre für die Architektur ist heute sehr gesund. In Zukunft wird man vielleicht noch mehr von den jungen, als auch von den heute älteren Architekten sprechen«.

http://db.nextroom.at/tx/8822.html

# Major Awards and Positions

2000 Awarded Accademico Nazionale di San Luca, Italy.

2000 Awarded Commandeur de l'Ordre des Arts et des Lettres de la République Française. 1998 Awarded Vitruvio a la Trayectoria, in Buenos Aires.

1999 Awarded Grand Prix d'Architecture Française.

From June 1997 Advisor to the I.F.A. (Institut Français d'Architecture) Administration Board. 1994/97 Member of the Urban Commission of Berlin and Salzburg.

Since January 2000, writes the architecture column of the weekly publication L'ESPRESSO, established by Bruno Zevi.

1998/2000 Director of The Venice Biennale 2000 – 7th International Architecture Exhibition – »Less Aesthetics, More Ethics«. For many years has dedicated his special attention to the study of urban problems and in particular to the suburbs.

http://art.dada.it/fuksas/bio/hombio.htm

# Mischek Tower, Delugan(-Meissl)

#### Mischek-Tower

#### Projektidee

Der Mischek-Tower ist ein außergewöhnliches Wohnbauprojekt. Das höchste Wohngebäude Österreichs mit seinem internationalen Flair prägt nun die andere Seite der Donau und macht »die Platte« zu einem attraktiven Ziel wenn Sie sich nach einer neuen Wohnung mit dem besonderen Etwas umschauen. Hier wurde der Gedanke vom modernen Wohnen mit einzigartigen Qualitäten verknüpft: Geräumige, helle Wohnungen, in den oberen Etagen mit einem atemberaubenden Blick, ein grenzenloses Freizeitangebot vor der Tür und alles in direkter Anbindung an die City. Eine Wohnung im Tower ist übrigens in jedem Fall eine zukunftsweisende Investition, egal ob Sie sie selbst nutzen, oder beispielsweise Ihren Kindern einen guten Start ins eigene Leben ermöglichen wollen, auch langfristig gehört der Mischek-Tower sicherlich zu den attraktivsten Wohnadressen Wiens.

Arch. DI Elke Delugan Meissl, Mag. Arch. Roman Delugan



Teilmodell der Donau-City mit Mischek Tower

#### Bauweise

Durch die innovative Mischek-Technologie entsteht das höchste Wohngebäude Österreichs und weltweit höchste Gebäude in Fertigteilbauweise mit 10.000 Stück vorproduzierten Bauteilen. Garage: In der 4-geschossigen Tiefgarage sind mehr als 500 Stellplätze untergebracht mit direkter Zufahrt vom Autobahnzubringer. Vier verschiedene Mietvarianten sowie modernste Sicherheitsvorkehrungen stehen zur Verfügung. Erschließung, Aufzüge und Sperrsystem: Internationales Flair stellt sich bereits bei den modernen Personenaufzügen ein. Im Tower sorgen 2 Hochgeschwindigkeitsaufzüge für schnelle und angenehme Erreichbarkeit der Wohneinheiten; die Stiegenhäuser liegen au-Ben. Das Projekt ist mit einem Zentralsperrsystem mit Gegensprechanlage gesichert. Darüber hinaus erhöht der 24-Stunden Servicedienst in der Eingangslobby das Sicherheitsgefühl. Der Servicedienst wird durch ein Gebäudemanagement erbracht, umfasst Agenden technischer sowie auch der infrastrukturellen Betriebsführung, gekoppelt mit Portierdiensten. Heizung/Warmwasseraufbereitung: Bequem und komfortabel mit Fernwärme und verbrauchsabhängiger, wohnungsweiser Zählung. Betreiber: Fa. GTE Telekommunikation: Ein innovatives und speziell für den Mischek-Tower entwickeltes Kommunikationssystem von global-home, vernetzt Telefon, TV/Radio, Inter- und Intranet zu einem modernen Medienwohnen. Grünräume/Freiräume: Die einmalige Lage im Grünerholungsraum Donaupark mit Panorama-Blick, der neuen Donau vor der Tür und dem Freizeitpark Donauinsel vermittelt ein ganz neues Wohngefühl. Ein Kleinkinderspielplatz im verkehrsfreien und begrünten Außenbereich rundet die Idee vom neuen Wohnen ab. Allgemeine Einrichtungen: Allen Bewohnern stehen Kinderwagen- und Fahrradstellräume sowie Waschküchen zur Verfügung. Sonstiges: Das Projekt entspricht neuestem Erdbebensicherheitsstandard und einem optimierten Brandschutz. Exponierte, der Sonneneinstrahlung extrem ausgesetzte Wohnungen sind mit einem speziellen Kühlsystem versehen.

# Ökologie

Heute ist es nicht nur möglich, sondern auch geboten, selbst ein Hochhaus nach streng ökologischen Gesichtspunkten zu bauen. Der Mischek-Tower ist – durch die Nutzung passiver Sonnenenergie, zusätzlicher Außenwanddämmung um einen deutlich erhöhten Wärmeschutz zu erreichen und einer wohnungsweisen Verbrauchsmessung von Kaltwasser – ein Niedrigenergiehaus.

# Wohnungausstattung

Sie können je nach Förderungsart und eigenen Bedürfnissen zwischen verschiedenen Ausstattungspaketen wählen. Für Ihre individuelle Endausstattung stehen Ihnen unsere Mischek – Wohnberater gerne zur Verfügung. Standardausstattung: Die Standardausstattung umfasst Fertigparkett in Buche bzw. Teppichböden. Die Bäder und WCs sind bis auf eine Höhe von ca. 2,00 m verfliest und mit Sanitärgegenständen ausgestattet. Wände und Decken werden tapeziert, die Decken weiß ausgemalt.

http://www.mischek.at/jsp/proji.jsp?projID=LEOA#

# Andromeda Tower, W. Holzbauer

Andromeda Tower Wien (A)

Ellipse mit Glashaut – Die neue Donau-City gibt ein Lebenszeichen Von Leopold Dungl

Wilhelm Holzbauers Andromeda-Tower: Büros, 110 Meter hoch in den Himmel Transdanubiens

Im Vergleich zum Höhenweltrekord, der soeben bei 452 Metern liegt und bald die erste Kilometer-Hälfte erreichen wird, sind 110 Meter gar nichts. So hoch ist der neue Büroturm, mit dem die neue Donau-City nun ihr erstes Lebenszeichen gibt. Aber in Wien genügen schon 26 Meter, damit ein ganz normales Gebäude per Gesetz zum »Hochhaus« wird. Ein Name wie »Andromeda-Tower« ist für hiesige Verhältnisse also gerade recht.

Daß der von Wilhelm Holzbauer entworfene Bau beinahe zart und zerbrechlich wirkt, liegt in erster Linie an der UNO-City, die sich im Hintergrund behäbig in den Himmel Transdanubiens schwingt. Einen Konflikt mit den Kurven, aus denen sich die internationale Verwaltungszentrale zusammensetzt, hat Holzbauer sichtlich vermieden. Fast scheint es, als wollte sich die elliptische Grundrißform seines Hauses an das seltsame Gebäudekonglomerat dahinter anschmiegen. Das freilich wäre gar nicht gut. Schon beim ersten Anlauf würde die Hoffnung, daß Wiens neue City der UN-Architektur städtebaulich kräftig Contra gibt, ziemlich herb enttäuscht. Irgendwann einmal könnte man das wieder vergessen: Werden, was noch in den Sternen steht, die von Gustav Peichl und Arata Isozaki geplanten Hochhauszwillinge jemals vor dem Andromeda-Tower errichtet, bestimmen dann sie wesentlich das äu-Bere Erscheinungsbild.

Doch darauf muß man nicht warten. Denn zum Glück verfügt die Holzbauer-Architektur sehr wohl über die Qualitäten, die sie deutlich von der UNO-City unterscheiden. Denn dort sind die einzelnen Stockwerke trotz durchgehender Fensterbänder eher glanzlos zwischen die schweren Treppentürme gespannt. Die Glashaut, die den Andromeda-Tower umhüllt, verändert sich dagegen ständig, weil sie, je nach Tages- und Jahreszeit, die Farben des Himmels und der Sonne reflektiert. Auch die Einzelheiten des Gebäudes sind sorgfältig gestaltet. Die wenigen Materialien im Inneren sind gut aufeinander abgestimmt, oft wiederkehrende Details wie jene an der Fassade fügen sich zu einer feinen Gesamtstruktur zusammen.

Das ist bei Holzbauer und seiner genialen, mitunter aber auch etwas groben Hand nicht immer selbstverständlich. Wirtschaftlich ist das erste fertige Gebäude der Donau-City ein Erfolg. Trotz der wenig rosigen Situation am Wiener Büromarkt wurden alle 24 Etagen in kurzer Zeit vermietet. Obwohl die Mieten alles andere als billig sind. Daß die Architektur dazu ebenfalls nicht billig geworden ist, gibt Anlaß zu vorsichtigem Optimismus, was die weitere Entwicklung der Donau-City betrifft. Schließlich steht Wiens neue Architektur international derzeit nirgendwo sosehr auf Prüfstand wie hier. Und nur das Beste ist dafür wirklich gut genug.

Kurier, 30.04.1998 http://db.nextroom.at/tx/670.html



# Wohnpark Neue Donau



# Wohnpark Neue Donau Wien (A)

Der Wohnpark Neue Donau – getrennt durch die Reichsbrücke von der UNO-City und dem Wohnpark Donau-City – ist direkt am Ufer der Neuen Donau situiert. Die einzelnen Häuser dieser Wohnanlage befinden sich über dem Tunnel der Donauufer-Autobahn A22.

Die einzelnen Häuser stehen abgetreppt in Richtung Wasser, einerseits um optimalen Ausblick auf die Neue Donau und die Donauinsel zu bieten, andererseits um die Last über dem Autobahntunnel optimal zu verteilen. Die Wohnungen sind vorwiegend 2- und 3-Zimmer Wohnungen, größere Terrassenwohnungen finden sich in den Dachgeschoßen.

Das Besondere aber an diesem Wohnprojekt ist nicht nur die außergewöhnliche Lage, sondern das Bemühen des Architekten – und das hat Harry Seidler öfter schon bewiesen – jede Wohnung optimal zu gestalten. Keine Wohnblocksiedlung also im gewöhnlichen Sinne, sondern eine für jeden Mieter Anreiz bietende Wohnsituation. Nicht umsonst waren alle Wohnungen in kürzester Zeit vergeben.

Zwischen den drei abgetreppten Wohnblökken ist eine Gartenlandschaft entstanden, die genügend Frei- und Spielfläche für Kinder bietet. Diese Freiflächen münden weiter in das Neue Donauufer – getrennt durch eine Promenade, die so die gestalteten Grünbereiche der Wohnanlage geschützter läßt. Direkt neben der Reichsbrücke ist zusätzlich noch ein großer Kinokomplex entstanden, der wiederum Pufferfunktion für die Wohnbauten darstellt. Zwischen Kinokomplex und Wohnpark ist nun auch noch ein Hochhaus in Planung – wieder von Harry Seidler.

Planung: Harry Seidler & Associates Mitarbeit: Nehrer+Medek (Kontaktarchitekten), Greg Holman, Jozn Curro, Yoji Kuriso, Herbert Pohl (MA)

Statik: Friedrich + Partner; Josef Mayer

Bauphysik: Franz Kalwoda Kunst am Bau: Lin Utzon

Adresse: Rudolf-Nurejew-Promenade 1-9

http://db.nextroom.at/bw/17266.html



#### NFOG-Wohnturm + Loudon-Riegel



Wiener Mutproben im großen Maßstab Von Kaye Geipel

Ein Wohnturm an der Wagramer Straße und ein Wohnriegel in der Donau-City

Die Architektengruppe NFOG hatte 1990/91 den Wettbewerb für ein städtebauliches Leitprojekt auf dem schmalen, zugespitzten Areal entlang der U-Bahnlinie 1 gewonnen. Der Entwurf für das Gelände stand zunächst noch unter dem Zeichen der Wiener Bewerbung für die EXPO 1995 und konzentrierte sich auf Gewerbe und Büronutzung, mußte aber nach einem Bürgerentscheid gegen die EXPO im Hinblick auf Wohnnutzung umgeplant werden. Den von einem Investor organisierten Wettbewerb setzte die Stadt in einem Flächenwidmungsplan nur halbherzig um. Nach diversen Querelen waren verschiedene Investoren mit dem Gelände beschäftigt; die zunächst vorgesehene Gelände-Ausnutzung wuchs um mehr als die Hälfte. Lediglich im nördlichen Teil, in dem in engster Nachbarschaft Wohntürme vom Büro Peichl/ Weber, von Coop Himmelb(I)au und NFOG geoaut wurden, ist ein architektonisches konzept zu erkennen. Peichl/Weber verkleideten ihren Turm mit einem blau-weiß-gestreiften »Badeanzug«, blieben von den Grundrissen her aber unter dem Zwang, ohne großen Aufwand mit der Kreisform zurechtzukommen; die Architekten von Coop haben zwar ein ökologisches Entlüftungskonzept durchsetzen können, büßten aber durch die Zuspitzung des Turms nach oben und die Manie, eine weitere Ecke abzuschrägen, jede Eleganz ein. Im Sinne eines bescheidenen, nichtsdestoweniger wirkungsvollen Umgangs mit der Bauaufgabe ist der Bau von NFOG am interessantesten. Was die Grundrisse betrifft, blieb zwar auch hier die Ausführung konventionell. Immerhin wurden die meisten Wohnungen mit Loggien versehen, die gleichzeitig in engem Verbund mit dem Wohn-Küchenbereich angeordnet sind. Der großzügige Sichtbezug dieser Wohnbereiche ist in der Verglasung der Gebäudeecken abzulesen; die Architekten forcierten auf diese Weise eine der prinzipiellen Qualitäten des Wohnens im Turm.

Das schmale, langgestreckte Terrain an der U-Bahn-Linie 1 ist von Widersprüchen geprägt: Einerseits bietet es aufgrund seiner Lage zwischen zwei Flüssen und der Nähe zu einem Park gerade für hohe Häuser herausragende topographische Qualitäten. Andrerseits ist seine Lage aber auch wenig attraktiv, liegt das Areal doch eingeklemmt zwischen einer Hauptstraße im Nordosten und der U-Bahn im Südwesten.



Wohnriegel von Michael Loudon



Wohnturm, Fassadendetail

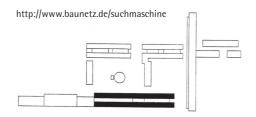
Auch dieser erneute Versuch, Wohnen im Hochhaus zu entwerfen und dabei die Fehler der Vergangenheit zu vermeiden, zeigt, wie gering der Spielraum für die Architekten ist. Die Fehler, die im Vorfeld städtebaulich gemacht wurden, wirken sich beim Wohnturm besonders gravierend aus: in diesem Falle eine diffuse, wenig glückliche Eingangssituation, die durch das Heranrücken des Baukörpers an die sechs Meter aufgeständerten Gleiskörper der U-Bahn entstanden ist; die konflikthafte Nähe zum Nachbarturm von Coop Himmelb(I)au, die die Architekten dadurch korrigierten, daß sie das Treppenhaus auf die Ostseite legten; vor allem aber das Nichteinlösen dessen, was ursprünglich für das Umfeld vorgesehen war: ein zusammenhängender, nach außen abgegrenzter halböffentlicher Raum, der den Bewohnern jene prekäre Balance zwischen städtischer Dichte und grüner Oase vermittelt. Immerhin, der Blick über den Donaupark und die außergewöhnliche Situation, im Norden die Alte und im Süden die Neue Donau vorbeifließen zu sehen, entschädigt für manche Defizite. Übrigens erwies sich die Vorgabe der Investoren, die größeren Wohnungen in die unteren Geschosse zu legen und die kleineren nach oben, nachträglich als falsch: Auch viele Familien mit Kindern hätten gern weiter oben gewohnt. Die Fassade kombiniert hinterlüftete Eternittafeln mit einer vorgelagerten Streckmetallhaut aus fixen und verschiebbaren Teilen. Die von den Bewohnern je nach Bedarf verstellbaren Sonnenschutzelemente bewirken, daß sich die Fassade im Laufe des Tages verändert.

Wenn es Anfang der neunziger Jahre eine Planung für ein neues Stadtquartier gab, die dem Selbstverständnis Europäischer Städte, auf der Basis des Gebäudeblocks kleinmaßstäblich zu bauen, grundsätzlich widersprach, so war es die Planung für die Wiener »Donau City«. Am Ufer des Freizeitgeländes »Neue Donau« sollte ein Geflecht aus aufgeständerten Fußgängerbrücken in zehn Meter Höhe die darunterliegenden Straßen und parkenden Autos ȟberdeckeln« und außerdem die ungeliebte Uferautobahn A22 im Untergrund verschwinden lassen. Zwischen dem Fußgänger-Betonraster aber sahen die Architekten Heinz Neumann und Adolf Krischanitz Platz vor für große Gebäude einerseits und für bepflanzte Aussparungen andrerseits: für »Parks«, die aus der Tiefe der Unterkellerung bis zum Fußgängerniveau heraufwachsen würden. Der 150 Meter lange und 25 Meter breite Wohnriegel, den der Architekt Michael Loudon jetzt am Nordwestrand des Neubaugeländes fertiggestellt hat, ist Bestandteil des im Hinblick auf städtebauliche Courage geradezu mutberstenden Konzepts. Gleich zwei Tabus, die auf die Erfahrungen der sechziger Jahre zurückreichen, wurden ad acta gelegt: das Tabu, neue Stadtteile nicht mehr »auf der Platte« zu errichten, und das Tabu, beim Wohnungsbau auf den sehr großen Maßstab zu verzichten. Die publizistische Euphorie, die den Wiener Gesinnungswandel bei der Vorstellung der Planung im Sommer 1993 begleitete, war erstaunlich. Von einem »Sprung zum neuen Urbanismus« war die Rede und von einer »städtebaulicher Sensation«, die endlich auf die Bildersucht der postmodernen achtziger Jahre verzichtete.

Das 150 Meter lange und 25 Meter breite Gebäude bildet den Abschluß der Wohnbebauung auf der neuen Betonplatte der Donau City. Die in zurückhaltendem Grau gestrichenen durchlaufenden Parapeten-Bänder des Großwohnungsbaus wurden für Kunst am Bau genutzt: Ein in Franklin Heavy Gothic gesetztes Mundart-Gedicht von H. C. Artmann liest sich in absteigender Folge, beginnend von links oben

Was für die Planungsgeschichte an der Wagramer Straße galt, galt allerdings auch für die Donau City: Die ursprünglich auf Büros und Gewerbe abzielende Konzeption mußte mangels Nachfrage in Richtung Wohnbau korrigiert werden. Die gemeinnützige Aktiengesellschaft Donau City, in der sich Wohnungsbaugesellschaften zusammengeschlossen haben, realisiert jetzt im ganzen Nordwestbereich der Platte großmaßstäblichen Wohnbau. Noch sind die Gebäude nicht alle fertig, und die für die Parks reservierten Löcher sind noch gefüllt mit schmutzigem Baustellenbraun, so daß es zu früh ist, das Konzept als Ganzes zu beurteilen. Der fertiggestellte und von den Mietern bereits weitgehend bezogene Riegel von Michael Loudon läßt allerdings durchaus einen ersten Eindruck vom Typus der Wohnungsbauten, die hier realisiert werden, zu. Loudon hatte, zusammen mit den Architekten Delugan - Meissl den Wettbewerb für die Wohnbebauung gewonnen. Während Delugan - Meissl direkt an der Donau ein Laubenganghaus ähnlicher Größenordnung errichtet haben, favorisierte Loudon eine zweihüftige Anlage; ein Konzept, das auch bei den Gebäuden von Margarethe Cufer (mit Peter Balogh und Thomas Bammer) und beim Bau von Eric Steiner zur Ausführung kam.

Der 25 Meter hohe und neun Meter breite Hallenraum der zweihüftigen Wohnanlage war offensichtlich nur schwer zu bewältigen: Unten herrscht nur mehr von wenigen Lichtstrahlen aufgehellte Finsternis, oben ist es zwar hell, aber bereits im April so warm, daß sich keiner der Bewohner auf den Fluren länger aufhalten will. Noch nicht eingepflanzt sind die bis zu sieben Meter hohen Steineiben, die den wettergeschützten Hallenraum begrünen



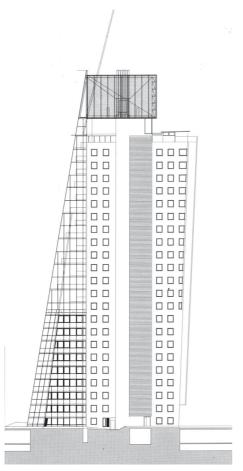
Lageplan Wohnriegel Loudon



Wohnriegel von Michael Loudon, Halle zwischen den beiden Gebäudeteilen



Wohn- und Bürohochhaus der Coop Himmelb(I)au, Grundriß



Wohn- und Bürohochhaus der Coop Himmelb(I)au, Ansicht



Wohn- und Bürohochhaus der Coop Himmelb(I)au





Wohn- und Bürohochhaus von Coop Himmelb(I)au, Schnitte

# Wien, Alte Donau, Wohn- und Bürohochhaus Wien (A)

Der Wohnpark Alte Donau ist geprägt von einem für Wien bisher ungewohnten Bild: Hier stehen doch tatsächlich mehrere Wohnhochhäuser dicht nebeneinander. Neben den Wohnhäusern von Peichl & Weber und NFOG steht jenes von Coop Himmelb(I)au, und es ist wohl das spektakulärste in dieser Gegend: über 80 m hoch, mit 70 Wohnungen und 9 Büros, verteilt auf 25 Geschosse.

Von Norden noch als kubisches Gebäude definiert, bricht es auf der Südseite aus: Ein nach unten spitz zulaufender schräger Glaskörper ist dem Bau scheinbar vorgelagert bzw. angedockt. (Die Form entstand aus Wind- und Wetterüberlegungen.)

Eine Skylobby im 9. Stock mit 350 mV Grundfläche bildet den Gemeinschaftsraum und der hier vorgelagerte Luftraum setzt sich bis in den 22. Stock fort. Die Balkone, Loggien bzw. Terrassen ragen alle in diesen dreiseitig schräg verglasten Wintergarten hinein. Blickschutz ist durch Blechvorrichtungen gegeben, Feuerschutz durch die Balkonbrüstungen, die als Rauchklappen dienen.

Auf dem Dach, die Schräge der Südostseite übernehmend, steht eine quaderförmige Black

Box – die Airbox. Zusammen mit einem innenliegenden Schacht, der Glasfassade und dem Luftraum wird dieses Haus zum Niedrigenergiehaus: Speicher-, Lüftungsfunktion, in der Schrägverglasung – die zur Klimafassade mutiert – angebrachte Zu- und Abluftklappen und innen liegende Alulamellen, die computergesteuert funktionieren – ein durchdachtes Prinzip an Wärmespeicher und Wärmeabgabe.

Alle Wohnungen haben einen offenen Charakter, es gibt keine tragenden Zwischenwände, unabhängig der Wohnungsgröße. Zudem ist jede Wohnung durch die dreiseitige Verglasung und Schräge nach Süden orientiert.

Konstruktion: Massivbauweise mit aussenliegender Wärmedämmung, Klimafassade mit Einfachverglasung.

Planung: Coop Himmelb(I)au (Wolf D. Prix, Helmut Swiczinsky)

Mitarbeit: Sepp Weichenberger (PL), Gerhard Rieder, Rainer Enk, Mark Myndl, Martin Mostböck, Regis Pean

Statik: Projektierungsbüro für Industrie-, Hoch- und Tiefbauten AG

Adresse: Kratochwjlestrasse 12

http://db.nextroom.at/bw/10949.html



Wohn- und Bürohochhaus von Coop Himmelb(I)au

Der Standard, 2. Oktober 1998

Neues Wohnen im Turm an der Alten Donau Besuch im Hochhaus von Coop Himmelblau Von Gert Walden

Nun hat also das digitalisierte Klingelbrett nach dem Studium der Gebrauchsanleitung seine Schuldigkeit getan, und die Türen zum lichten Turmfoyer öffnen sich. Vorbei am Concierge, der im dezenten Grau in nichts mehr an den »Hausmasta« vindobonensischer Prägung erinnert, führt der Weg zum spartanischen Liftgehäuse. Die Spannung steigt bis zum siebten Stock, denn nun wird sich zeigen, wie eine Familie im Hochhaus des Architektenteams Coop Himmeblau (Wolf D. Prix, Helmut Swiczinsky) wohnt.

Die Überraschung bleibt nicht aus: Keine krummen Wände, keine künstlerischen Spielereien und keine offensichtlichen Nutzlosigkeiten. Gleich im Entrée weiß der Besucher, wie es weitergeht, wo also die ganz privaten und gemeinschaftlichen Räume sind, damit jede mögliche Peinlichkeit verhindert ist.

Das große Wohnzimmer, die anliegende Küche und das Arbeitszimmer bilden zusammen ein Forum der Öffentlichkeit, lassen sich aber auch nach Belieben wieder durch Schiebetüren

wieder abtrennen. Kurz gesagt, dieser Bereich ist sinnvoll organisiert, wie es jedem auffällt, der selbst gerade die »Einrichterei« hinter sich gebracht hat. Große neutrale Wandflächen bieten ausreichend Platz für Bücherregale oder Bilder, aber auch die Proportionen – auch in der Höhe – stimmen und die präzise gesetzten Fenster vermitteln sofort, daß hier Wohnen im 7. Stock über der Erde stattfindet.

#### Saubere Trennung

Der Schlafbereich und die Sanitäre sind vom Rest der Räume sauber getrennt und von lapidarer Einfachheit. Was allerdings dem Gründerzeitverwöhnten fehlt, ist ein Kreislauf durch die gesamte Wohnung. Für ausreichende Entschädigung sorgt allerdings die windsicher verglaste Loggia, welche nicht nur das Äolische im 7. Stock zum Ausdruck bringt, sondern auch so groß dimensioniert ist, daß sie mehr zur Lebensqualität beiträgt, als die üblichen Klopfbalkone.

http://193.154.165.41/archshow\_extern.asp?artfn=/archiv/19981002/240.htm

#### Milennium Tower von Gustav Peichl

Millennium-Tower Wien (A)

Ist hoch sein wirklich alles? Von Liesbeth Waechter-Böhm

Er ist sehr viel höher als der Stephansdom – der Millennium-Tower von Peichl, Podrecca und Weber am Wiener Handelskai. Über seine architektonischen Qualitäten läßt sich allerdings streiten.

Noch ist er eine Baustelle, der 202 Meter hohe Millennium-Tower in Wien. Mit 4000 geladenen Gästen gab es zwar Mitte der vergangenen Woche erste Eröffnungsfeierlichkeiten, aber die hatten lediglich das Einkaufszentrum zum Gegenstand, das sich mit seinen zahlreichen Geschäften auf zwei Ebenen des großen Neubaukomplexes erstreckt. Der Rest – ein Nutzungsmix der sattsam bekannten »urbanen« Art, in der Hauptsache bestehend aus 400 Wohnungen und 38.000 Quadratmeter Bürofläche – harrt noch seiner Fertigstellung.

Wiens erstes Hochhaus – es überragt den Stephansdom – ist natürlich weithin sichtbar, es setzt ein neues Signal in der Stadtsilhouette. Denn richtige Hochhäuser hat es in Wien zuvor nie gegeben. Was in den letzten Jahren an der Wagramer Straße, auf der Platte, am Wienerberg entstanden ist, das waren möglicherweise hohe Häuser –Hochhäuser sind eine ganz andere Kategorie. Der entspricht das Projekt von Boris Podrecca, Gustav Peichl und Rudolf Weber –zumindest in seiner Höhe.

Trotzdem wird man darüber nicht glücklich. Denn ein architektonisches Highlight ist diese Bebauung nicht. Die spektakuläre Aussicht aus dem zwölfeinhalb Meter hohen, schräg verglasten Raum der »Kapuze« kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß architektonisch wenig übrigbleibt.

Doch läßt sich dieser Bau nicht einfach polemisch abkanzeln – die »Verhältnisse« sind zweifellos besondere: Die Nettobaukosten am Handelskai sind so exorbitant niedrig, daß sie Auswirkungen auf die architektonische Lösung haben müssen. Das Projekt kann und bietet

nichts, was man nicht anderswo schon viel aufregender gesehen hätte. Es hält keine konzeptuellen Innovationen parat, es bietet technologisch nichts Besonderes, es ist in jeder Hinsicht so »schlicht«, wie es unter solchen finanziellen Umständen eben angesagt ist.

Einige städtebauliche Überlegungen Podreccas waren sicher richtig: etwa daß der Turm nicht einfach parallel zur Donau steht, sondern schräg, sodaß der Blick auf die Donau eindeutig attraktiver ist; gleichzeitig wird dadurch auch der Blick in Richtung Turm, auf seine schlanke »Hüfte«, zu einem bescheidenen optischen Vergnügen, weil da etwas nicht einfach nur plump in die Höhe ragt.

Städtebaulich ebenfalls richtig ist es außerdem, daß sich Podrecca geweigert hat, die Wohnbebauung als Front zur Donau zu formulieren. Das hätte die Stadt Wien zwar lieber gesehen, offenbar weil sie der Verkehrsbelastung am Handelskai derzeit noch hilflos gegenübersteht, aber Verkehrslösungen lassen sich ändern

Die Kammstruktur der Wohnbebauung ist längerfristig das deutlich bessere Konzept. Die gläsernen Schallschutzwände, die die Höfe nun abschirmen, sind eine Übergangslösung, die man gegebenenfalls leicht eliminieren kann.

Podrecca hat das Hochhaus an eine Stelle gesetzt, die ihm städtebaulich besonders »heiß« erschien: Es gibt eine Blickschneise zum Stephansdom, es gibt die Andeutung einer städtebaulichen Achse vom Donaukanal – und Podreccas Bau für die Basler Versicherung –bis zum Millennium-Tower. Letztere bedarf allerdings ohne Zweifel eines weiteren Ausbaus, damit sie wirklich nachvollziehbar wird.

Was die architektonische Durchbildung angeht, ist das Vorhaben schon sehr viel problematischer. Da nennt sich ein Projekt Millennium-Tower – und was steht dann da? Eine Wohnbebauung der konventionellen Art – man würde kein Wort darüber verlieren, wäre in diese Bebauung nicht auch das Hochhaus integriert. Und dann eben dieses Hochhaus. Es steht auf Stützen, die aus der Erde wachsen – sein »Fuß« ist also nicht in irgendeinen Sockel

verpackt –, es hat einen Schaft mit einer Glasfassade, und es hat darüber einen »Kopf«, bei dem der Glashaut noch eine Lamellenschicht vorgeschaltet ist.

Wie das Hochhaus aus der Erde wächst, auch wie es oben abschließt, das ist gelungen. Auch das Grundrißkonzept ist in Ordnung. Die Form des Hochhauses basiert auf zwei Kreisen, die einander überschneiden. Die Erschließung es gibt zehn Lifte - und Nebenräume sowie Fluchtstiegen sind in den Kern eingerückt, an der donauabgewandten Seite, also Richtung Stadt, schiebt sich ein kantiger Block aus dem Gebäude heraus, der ein zusätzliches, großzügiges Raumangebot darstellt. Insofern ist das Hochhaus gelungen: Man kommt mit dem Lift irgendwo an, aber man sieht durch das Haus durch sowohl in Richtung Donau als auch in Richtung Stadt, man kann sich also immer orientieren.

Und das Konzept hält auch für den Verwerter etwas parat: Alle Flächen, die an der Fassade liegen, sind reine Nutzflächen, es gibt keine sekundäre Nutzung an der Fassade. Und Grundrisse und Erschließung sind so konzipiert, daß nicht nur in der Fläche vermietet werden kann, sondern daß auch Geschoße zusammengeschaltet werden können. Das sind Vorteile, die die Intelligenz der Lösung bezeugen.

Aber die trösten einen nicht über diese sehr bescheidene architektonische Gestalt hinweg. Podrecca wollte an der Schnittstelle der beiden Kreise, die die Hochhauskonfiguration bestimmen, eine Art Zippverschluß artikulieren. Hier sollten sich die Geschoße verzahnen wie an einer Naht.

Aber das hätte zusätzliche Kosten bedeutet, weil eine solche Lösung ein Mehr an Dämmung mit sich gebracht hätte. Jetzt wird die Naht durch eine spezielle Profillösung angedeutet, die allerdings nur ornamentalen Wert hat. Das hat nicht zuletzt damit zu tun, daß zu einem Preis gebaut wurde, der eigentlich unter der Gürtellinie liegt.

Gerade von einem ersten wirklichen Hochhaus in Wien hätte man sich innovative Lösungen gewünscht. Und man hätte sich ge-

wünscht, daß es einen gewichtigeren öffentlichen Part übernimmt, als es mit seiner schlichten Büronutzung tut. Die Nutzflächen für die Öffentlichkeit sind viel zu gering veranschlagt, um hier wirklich ein neues – urbanes – Zentrum zu schaffen.

Worin liegt der Nutzen dieses Projekts? Wer gewinnt daran? Die Architekten bestimmt nicht. Auch die Baufirmen nicht, denn die mußten Dumpingpreise durchziehen, frei nach dem Motto: Dabeisein ist alles. Der Gewinner ist schlicht und einfach jener Mittzwanziger, der alle Flächen verwertet, die am Handelskai zur Verfügung stehen; da geht es um die Dimensionen einer kleinen Stadt. Und das bedeutet ungeschmälerten Gewinn in mehrfacher Millionenhöhe.

Spectrum, 24.04.1999 http://db.nextroom.at/tx/1054.html



Millenium Tower von Gustav Peichl

#### Gasometerumbau

Gasometer Simmering – Umbau Wien (A)

Paradies für »Folks« und »Dinks« Von Reinhard Seiß

An der Frage ob das Gasometer-Projekt Urban Development oder Urban Entertainment bedeutet, scheiden sich die Geister

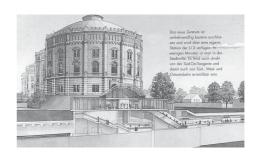
Die imposante Architektur der ehemaligen Gasbehälter stammt aus dem 19. Jahrhundert. Mitte der 80er Jahre verloren die 72 Meter hohen Backsteinbauten ihre eigentliche Funktion und wurden wegen ihres kulturhistorischen Werts unter Schutz gestellt. Heute stehen sie im Mittelpunkt der Stadtentwicklung: aus den periphären Industridenkmälern entsteht ein pulsierendes, multifunktionelles Zentrum.

#### Riesenprojekt

Bis zum Frühjahr 2001 entstehen innerhalb der historischen Fragmente 600 modernste Wohnungen, ein Studentenheim, ein städtisches Archiv, zahlreiche Büros, eine Veranstaltungshalle für 4.000 Personen, 900 Tiefgaragenplätze sowie ein mehrgeschossiges Einkaufszentrum, das alle vier Gasometer verbindet.

# Große Namen

Für die Stadt Wien und die beteiligten Bauträger ist es ein Prestigeprojekt, das über die Grenzen Österreichs hinaus strahlen – und natürlich auch Käufer und Mieter anziehen soll. Quasi als Garanten für den Erfolg wurden vier renomierte Architekturbüros mit dem Umbau je eines Gasometers beauftragt: Jean Nouvel, das Team Coop Himmelb(I)au, Manfred Wehdorn und Wilhelm Holzbauer. »Also ich glaube, dass die Wohnbedürfnisse bei Neubauten viel einfacher zu decken sind«, zeigt sich Holzbauer überzeugt, aber »Gasometer ist halt ein Begriff. Das hat einfach damit zu tun, dass Leute, die dort wohnen wollen, sich wünschen, in einem Gebäudekomplex zu wohnen, der einmalig ist.«



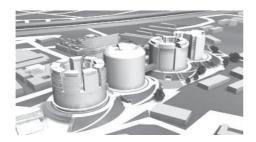
#### **Entertainment inklusive**

Der ausgelöste Boom setzt sich im Umfeld der Gasometer fort. Gleich vis-à-vis entsteht ein 9-geschoßiger Bürokomplex. Und direkt mit den vier Gastürmen verbunden – ein Entertainment Center samt weiteren 850 Parkplätzen. Dieser sogenannte »Pleasure Dome« enthält künftig Unterhaltungs-, Gastronomie- und Einkaufseinrichtungen sowie – mit 12 Sälen – Österreichs zweitgrößtes Kinozentrum.

Mit einem Investitionsvolumen von insgesamt 2,4 Milliarden Schilling werden binnen zwei Jahren insgesamt 220.000 qm Fläche verbaut. Das Gasometer-Projekt ist damit die größte Baustelle Mitteleuropas in diesen Jahren, noch vor dem Potsdamer Platz in Berlin. Der Architekt des »Pleasure Dome«, Rüdiger Lainer, sieht von dieser dynamischen Stadtentwicklung Impulse für ganz Wien ausgehen: »Dieses ganze Gasometer-Umfeld kann höchst wahrscheinlich einer der spannendsten Orte jetzt in Wien werden.«

#### Nichts für Kleinfamilien

Die teils nordseitig orientierten Wohnungen in den Gasometern werden ebenso wenig Sonnenlicht erhalten, wie viele innenliegende, an



Computermodell der Gasometer-Gesamtanlage

den Lichthöfen situierte Räume. Grün- und Erholungsflächen sind inmitten des Industrie- und Gewerbegebiets Mangelware. Und der Verkehrslärm von den nahen Stadtautobahnen ist 24 Stunden am Tag wahrzunehmen. Dementsprechend besteht das Zielpublikum für »Wohnen im Gasometer« nicht aus klassischen Familien mit Kindern, sondern aus modernen, urbanen Singles mit flexiblem Freizeit- und Arbeitsrhythmus. »Unsere Zielgruppe definiert sich als die sogenannten Folks«, bestätigt Immobilien-Manager Erich Helm. »Das sind junge Menschen jeden Alters, und hier ist es besonders die Gruppe zwischen 15 und 35, die wir ganz bewusst ansprechen möchten.«

# **Erfolgreiches Marketing**

Bereits ein halbes Jahr vor Fertigstellung ist das Einkauszentrum von attraktiven Handelsketten ausgebucht und die meisten Wohnungen vergeben. Anstelle herkömmlicher Inserate auf den Immobilienseiten der Tageszeitungen oder der Vermittlung durch Maklerbüros trat ein modernes Vermarktungskonzept, das insbesondere die Hauptzielgruppe der Young Urban People ansprach – Online-Marketing in-klusive.

# Bewohnbares Disneyland?

Kritiker sehen im Gasometer-Projekt ein städtebauliches Disneyland, dessen Existenz auf permanentem Konsum und sofortiger Bedürfnisbefriedigung basiert. Eine künstliche Stadt, deren sogenannter »öffentliche Raum« auch nicht mehr allen Menschen offensteht: Obdachlose, Bettler oder auffällige Jugendliche können jederzeit aus dieser Welt ausgeschlossen werden.

Die Architekturkritikerin Liesbeth Waechter-Böhm bemängelt am Gasometer-Umbau nicht nur fehlenden Respekt und Kreativität im Umgang mit den historischen Baudenkmälern – sie steht auch den gesellschaftlichen und soziokulturellen Aspekten skeptisch gegenüber: »Für mich ist es das Gegenteil von Urbanisierung, weil wir ja im Grunde genommen autarke Inseln damit bauen.«

#### Zukunftsmodell?

Nimmt das Gasometer-Projekt die künftige Stadtentwicklung Wiens vorweg? Kommt es nach dem Vorbild der Gasometer bald verstärkt zur Herausbildung hochgezüchteter Stadtinseln? Und was wären die Folgen für die gewachsene Stadtstruktur?

Der Architekturpublizist Friedrich Achleitner relativiert die Strahlkraft des Projekts: »Wien ist ja eigentlich eine Großstadt, die aus lauter Inseln, ehemaligen Dörfern oder ehemaligen Stadtteilen, zusammengesetzt ist. Diese Grätzelstruktur ist etwas typisch Wienerisches; und insofern glaube ich, schaffen solche Anlagen, wie der Karl-Marx-Hof oder die Wohntürme in Alt-Erlaa, oder die Gasometer, eine gesellschaftliche Identifikation mit so einem Punkt mit sich bringen. Das Leben, das dort entsteht, hat etwas sehr Verortetes, sehr Spezifisches. In Wirklichkeit ist es ein Grätzel.«

http://www.orf.at/orfon/kultur/001020-4373/4374txt\_story.html

# Baugeschichte

Die Gemeinde Wien schrieb 1892 einen Wettbewerb zum Bau eigener Gaswerke aus, weil die bis dahin in Wien vorherrschende englische Gasgesellschaft »Imperial Continental Gas Association« mit ihr zerstritten war. Die Genehmigung zum Bau des Gaswerks in Simmering erfolgte am 27. Oktober 1896.

Das Gaswerk war auf eine tägliche Gaserzeugung von 432'000 m3 ausgerichtet und erforderte die Herstellung eines über 700 km langen Strassenrohrnetzes.

# Wohnen im Gasometer A

Die SEG entwickelte in Zusammenarbeit mit dem französischen Stararchitekten Jean Nouvel ein völlig neuartiges Konzept für den SEG-Gasometer: Durch die Kombination des historischen Bauwerks mit einer modernen, speziell sonnenfreundlichen Bauweise wird eine ganz außergewöhnliche Atmosphäre erzeugt. Das Tageslicht kann sternförmig einfallen und druchdringt den gesamten Innenraum, wobei der Lichteinfall durch die ausgeschnittenen Fenster zusätzlich verstärkt wird.

Die hellen Eigentumswohnungen, die größtenteils mit Terrassen ausgestattet sind, werden in einer Größenordnung von 1 bis 4 Zimmer angeboten und zeichnen sich im Atrium durch eine wandhohe Verglasung aus, die den Wohnungen ein mediterranes Flair verleihen. Da die Wohngeschosse erst ab einer Höhe von 30 Metern beginnen, kommt jeder Bewohner in den Genuß eines einzigartigen Ausblicks über die Stadt. In den Geschossen darunter entstehen über der Tiefgarage 3 Mall- sowie 3 Bürogeschoße. Sämtliche Einkaufsmöglichkeiten befinden sich somit direkt »vor der Wohnungstür« und können bequem erreicht werden.

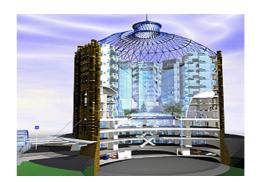
Für Sport- und Freizeitbegeisterte bietet die unmittelbare Umgebung zahlreiche Möglichkeiten: in wenigen Minuten ist man im Wiener Prater und die zahlreichen, gut ausgebauten Radwege laden zu aktiver Freizeitgestaltung ein.

#### Wohnen im Gasometer B

Der Gasometer B nimmt unter den 4 Gasometern eine besondere Stellung ein. Er ist der einzige Gasometer, der nicht nur umgestaltet, sondern auch an der Außenseite verändert wird. Der von COOP HIMMELB(L)AU geplante Gasometer erhält an der Seite zur Guglgasse und zum Prater hin einen Zubau – den sogenannten Schild.

Von den insgesamt 256 Wohnungen werden 140 Wohnungen im Gasometer und 116 Wohnungen im Zubau untergebracht sein. Der Gasometer selbst beherbergt darüber hinaus Studentenappartements, Geschäftslokale und das multifunktionale Veranstaltungszentrum. Der Großteil der Wohnungen wird mit Loggien und Terrassen ausgestattet.

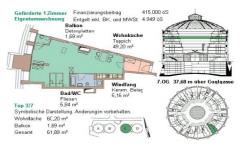
Die Wohnungen im Gasometer B werden als geförderte Mietwohnungen mit Eigentumsoption 10 Jahre nach Erstbezug ausgeführt. Die Fertigstellung ist für Sommer 2001 geplant.

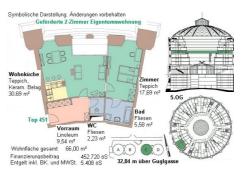


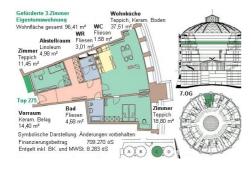
Computer-Schnittmodell Gasometer ...

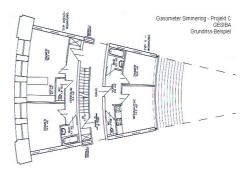


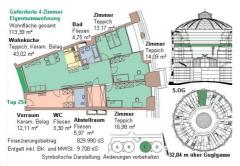
# Grundrisse für Gasometer C, Guglgasse 12, Baupl. 4 (Gesiba)





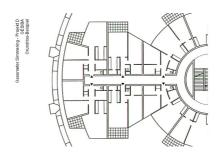








Grundrisse für Gasometer D, Guglgasse 12, Baupl. 5 (Gesiba)

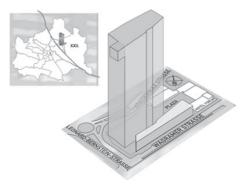






http://www.wien.gv.at/ma50/ndyn/Ba2-669.htm

# IZD Tower, Computermodell





IZD Tower



IZD Tower und sein Umfeld

#### IZD Tower von Thomas Feiger



#### LAGE

U-Bahn (U1) oder Auto, Flughafen oder Innenstadt: In O,nichts sind Sie überall. Direkt am Autobahnzubringer.

#### GRÖSSE

Ist allein nicht entscheidend, wissen wir. Trotzdem, der IZD Tower ist das größte UND modernste Bürocenter Österreichs mit fast 60.000 m√Nettonutzfläche.

#### **RAUM**

37 Regelgeschoße mit 1.350 m√bis 1.550 m√ Nettonutzfläche in einer Ebene erlauben individuelle Entfaltung und optimieren interne Kommunikationswege.

#### **AUSSTATTUNG**

2,80 m Raumhöhe zzgl. Doppelboden und abgehängter Decke. Deckeneinbauten mit Leuchtstofflampen, Konzept »mildes Licht«. Außerdem: Glasfaservertikalverkabelung, 3fach verglaste Fassade, öffenbare Fenster, elektrischer Sonnenschutz, Fan-Coil-Quell-Luft-Kühlung, Sprinkler-Vollschutz, Fernwärmeheizung – kurz: modernst und höchstwertig.

# **FLEXIBILITÄT**

Gemäß modernen Bürostandards sind Ihre Räume effizient und individuell planbar. Vom Einzelbüro über Kombibüros bis zum Großraumbüro. Alles möglich und auch später veränderbar.

# UMGEBUNG

Ein 360° Fernblick über Wien, die Freizeitqualität der Neuen und der Alten Donau oder der unverbaubare Donaupark bedeuten Umwelt-Qualität.

#### FITNESS UND FREIZEIT

Der größte und modernste Fitness und Lifestyle Club im Haus. Mit Indoor-Schwimmbad, großem Wellnessbereich, Clubrestaurant, Kindergarten usw. Und vor der Tür: Das größte innerstädtische Naherholungsgebiet zwischen Alter und Neuer Donau. Mit Strandbädern, Tennisplätzen, Eishalle, Wiener Prater uvm.

#### **INFRASTRUKTUR**

Von Wiens modernstem Fitnesscenter bis zum Hotel, von der Post bis zur Bank, vom Copyshop bis zum Supermarkt, von Konferenzräumlichkeiten ins Restaurant. Eigentlich alles unter einem Dach.

# **BÜRO MIT 4-STERN-HOTEL**

Direkt neben dem IZD Tower stehen den Gästen 252 modernst ausgestattete Zimmer und Suiten zur Verfügung. Den Anforderungen Ihrer Geschäftskontakte entsprechend sind alle Zimmer mit einem Arbeitsplatz mit Handy Power Point, Direktwahltelefon, Modemanschluß und Voice Mail ausgestattet.

# IZD TOWER

Grundeigentümer, Projektentwicklung, Bauherr: Firmengruppe IZD

# Planer/Errichtung

Entwurf: NFOG-Atelier für Architektur Ausführungsplanung und Projektmanagement: Architekt Dipl. Ing. Thomas Feiger

Statik und Bauphysik: Mischek Ziviltechniker

GmbH

Generalunternehmer: ARGE Wibeba-Porr

Baubeginn: September 1998 Nettonutzfläche: 59.000 m√

Garagenplätze: ca. 456 + weitere 600 per Ende

2001

Lagerflächen: 7000 m√per Ende 2001

Gebäudehöhe: 127 Meter

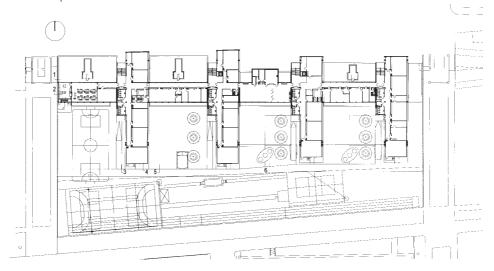
Anzahl der Geschoße: 4 Untergeschoße, Erdge-

schoß, 37 Obergeschoße

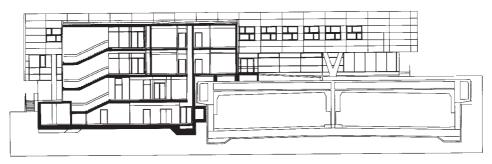
http://www.izdtower.at/tower1.asp



Volks- und Sportmittelschule



Volks- und Sportmittelschule, Grundriß Ebene 3



Volks- und Sportmittelschule, Schnitt

# Schule von Nehrer + Medek

Volks- und Sportmittelschule Wien (A)

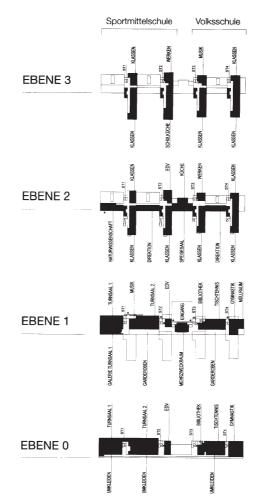
# Die Fühler in Richtung Donau Von Liesbeth Waechter-Böhm

Sie ist ein Lehrstück, und das in mehrfacher Hinsicht – funktional, formal, statisch, technologisch und auch was die Verknüpfung divergierender Interessen betrifft: Die Doppelschule von Nehrer+Medek auf der Wiener Donauplatte

Sie zählt eindeutig zum Besten, was sich unter den Neubauten im Umfeld der Überplattung der Donauufer-Autobahn ausfindig machen läßt: die Doppelschule – eine Volks- und eine Sportmittelschule – des Wiener Büros Nehrer + Medek und Partner. Nun weiß man zwar, daß diese Architekten im Schulbau gewissermaßen »Profis« sind, weil sie in den letzten 25, 30 Jahren immer wieder Schulen gebaut haben. Aber hier am Kaisermühlendamm, unmittelbar neben beziehungsweise auf der Autobahnüberplattung, ist ihnen sichtlich ein besonderer Wurf geglückt.

Konzeptuell – oder vielleicht richtiger: funktionell – stimmen die Schulen von Nehrer + Medek eigentlich immer. Wenn es etwas zu bekritteln gab, dann war es – soll man sagen: die »Redlichkeit« des Entwurfs und seiner Materialisierung? Anders ausgedrückt: Bei aller zeitlosen Qualität der Schulbauten von Nehrer + Medek, manchmal wäre, zumindest in der formalen Umsetzung, eine etwas weniger abgesicherte, eine weniger »konventionelle« Sprache spannender gewesen.

Aber gegen den Bau am Kaisermühlendamm läßt sich nichts dergleichen anführen. So rigid, so streng die Gebäudekonfiguration auch ist, und so »trocken« die Materialisierung – eine Eternithülle mit viel Glas –, die Architekten haben der Besonderheit der Situation neben beziehungsweise über der Autobahnüberplattung etwas abgerungen, das sich beim Gang durch das Gebäude erspüren läßt.



Volks- und Sportmittelschule, Gebäudestruktur

Die Überplattung war ja schon gebaut, als die Idee geboren wurde, neben den Harry-Seidler-Bauteil und vor die bestehenden Wohnbauten eine Schule zu setzen. Das gab zunächst einmal viel Ärger mit den Anrainern, die ihren Donaublick gefährdet sahen. Es war aber auch schwierig, weil die Überplattung selbst nicht darauf ausgelegt war, daß man sie überbaut. Nur auf die Trennwand konnte man etwas stellen, die Überplattung selbst trug einen 80-Zentimeter-Erdkoffer – das entspricht in etwa ei-

ner Belastbarkeit durch ein erdgeschoßiges Gebäude. Aber nicht mehr.

Aus der Not dieser Situation haben die Architekten im besten Wortsinn eine Tugend gemacht. Das Gebäude entwickelt sich einerseits parallel zur Autobahn, unmittelbar entlang der Trennwand. Andererseits weisen vier quergestellte Gebäudefinger in Richtung Neue Donau. Diese – um ein Geschoß höheren – Finger durchschneiden den langgestreckten Straßentrakt und gliedern ihn. Gleichzeitig macht diese Lösung zumindest für die oberen Geschoße der Wohnbebauung vis-à-vis den Durchblick zur Donau auch weiterhin möglich.

Die Eingangssituation ist klar definiert: leicht zurückgerückt, so daß eine platzartige Situation entsteht, und gläsern aufgerissen, nur eine signifikante V-Stütze – ein erster Hinweis auf die statische Lösung bei den Klassentrakt-Fingern – steht davor. Links geht es zur »offenen« Volksschule, einem Schulversuch, bei dem man ohne Benotung auskommt, rechts geht es zur Sportmittelschule. Dazwischen: ein Veranstaltungssaal, der nicht nur beiden Schulen gemeinsam, sondern auch öffentlich nutzbar ist. Denn es gibt in diesem Bezirksteil von Kaisermühlen keinen anderen multifunktionalen Raum.

Und noch ein zweites Spezifikum Kaisermühlens wurde in diesem Schulbau bedacht: Wer weiß das schon, aber der VAT Kaisermühlen ist einer der besten Tischtennisklubs Österreichs, und auch der hat hier Unterschlupf gefunden. Eine Tischtennishalle wurde ins Programm aufgenommen, wichtigere Spiele werden in einer der drei großen Turnhallen abgewickelt, wo es auch eine Zuschauertribüne gibt.

Das Konzept dieser Schule folgt jedenfalls einem ziemlich komplexen Strickmuster, das eben nicht nur aus funktionellen Komponenten resultiert, sondern auch aus den diffizilen statischen Gegebenheiten vor Ort und – aus den Anrainerinteressen: Es gibt das Straßenniveau, es gibt einen Hang, eine Lärmschutzböschung, und es gibt die eingehauste Autobahn. Die Schule verläuft parallel zu diesen örtlichen Ge-

gebenheiten, und alle Funktionen, die öffentlich sind oder durch eine straßenseitige Orientierung nicht beeinträchtigt werden, sind hier angelagert. Es gibt drei große Turnhallen, eine davon mit Zuschauertribüne, es gibt eine Musikhalle, eine Gemeinschaftshalle beziehungsweise einen Veranstaltungssaal, es gibt die zweigeschoßige öffentliche Bibliothek, die Tischtennishalle und den Gymnastikraum für die Kleinsten.

Alle diese Einrichtungen lehnen sich gewissermaßen an die Autobahn an, sie reichen teilweise auch bis auf das Niveau der Autobahn hinunter. Ganz unten gibt es einen 150 Meter langen Erschließungsgang, direkt an der Mittelmauer zur Autobahn, nur ein schmaler Installationskollektor ist zwischengeschaltet. Trotzdem: Tageslicht überall. In den Sälen an der Straße durch hochgelegene Fenster sowieso, aber auch durch einen Lichtschlitz entlang der Autobahn im Gang. Man spürt es also nicht, daß das Gebäude in diesem Bereich in der Erde drinnen steckt, daß gleich daneben eine Autobahn verläuft.

Die Klassentrakte, die Finger, die Fühler in Richtung Donau, stehen quer. »Wir waren verleitet, diese Finger twisten zu lassen«, sagt Manfred Nehrer. Aber dann fiel die Entscheidung doch zugunsten der rationellsten Lösung. Und die ist ein rechter Winkel. Alle Klassen sind nach Südosten orientiert, die ganz vorne in den Fingern sogar über Eck, also zweiseitig. Das war lange verpönt, weil es hieß, da wird man geblendet. Henke/Schreieck haben da mit ihrer schönen Schule am Leberberg eine Vorreiterrolle gespielt. Seither weiß man, so geht's auch.

Konstruktiv interessant: die V-Stützen, die jeden Klassentrakt halten. Sie stehen auf der Mittelmauer der Autobahn und tragen praktisch eine Brückenkonstruktion. Denn außer der Mittelmauer durfte ja nichts belastet werden. Das heißt, von der V-Stütze kragt die Brücke in Richtung Donau aus, und sie spannt zurück bis zu einer Säule hinter der Glasschräge des Straßentraktes. Und der untere Gebäudeteil hängt am oberen. Diese konstruk-

tive Lösung ist auch ablesbar – nicht aufdringlich, aber wer sehen kann, sieht.

Es gibt einen Glas-Verbindungsgang zwischen den beiden Schulen, den sich die Lehrer ertrotzt haben. Ursprünglich hätten sie einen Stock hinunter gehen müssen, um von der Volksschule in die Mittelschule zu kommen – oder umgekehrt. Das Argument der Architekten: die Durchsicht für die Anrainer.

Überhaupt: Die Durchsichtigkeit dieses ja keineswegs kleinen Bauwerks ist raffiniert. Auch die Dachlösung ist es. Extensive Begrünung vorne an der Straße. Nichts Aufwendiges also, aber stimmungsvoll blühend zu jeder Jahreszeit und - robust. Sichtbar auf den Dächern: die Lüftungsbauten. Sie sind kein Schönheitsfehler, im Gegenteil, diese Mischung aus »architektonischem Komfort« und reiner Funktionalität ist gerade das Spannende. Aber wie praktisch alles bei dieser Schule, auch sie ist mehrfach codiert. Es geht dabei nicht nur um die Ablesbarkeit, nicht nur um den Rhythmus einer Dachlandschaft, sondern die Belüftung der Räume darunter, speziell der Turnhallen, ist durch die kurzen Wege - bei niedrigstem Energieverbrauch - einfach besser.

Kleinigkeiten: der Kampf um die Fenster knapp über Straßenniveau. Man darf nicht hineinsehen, die Lehrer wollen es nicht, und was den Gymnastiksaal betrifft, wo außer den Kleinsten auch Senioren turnen, da sind Einblicke sowieso nicht gefragt. Mit solchen Anforderungen kann man als Architekt aber nur kompromißlerisch umgehen.

Hingegen toll: das Durchsetzungsvermögen der Direktorin der offenen Volksschule. Sie hat sich gegen die verordnete Klassenmöblierung erfolgreich zur Wehr gesetzt. Folge: bunte Möbel und eine ganz und gar unzentralistische Aufstellung – Motto: Schluß mit dem Frontalunterricht, mitten hinein ins (Klein-)Volk.

Dieser Schulbau ist in mehrfacher Hinsicht ein Lehrstück. Er zeigt, was heutige technologische Möglichkeiten zu leisten imstande sind, wenn man richtig von ihnen Gebrauch macht. Und er zeigt, welche Entwicklung unsere Gesellschaft durchlaufen hat, denn der Ausbildungsstandard, der hier wie selbstverständlich zur Verfügung gestellt wird, war nie höher. Vor allem zeigt er aber, was Architekten zu leisten imstande sind. Ihnen mußte das alles einfallen. sie haben die unterschiedlichen Interessen und Gegebenheiten am Ort übereinandergelagert und aus dieser Verschneidung und Schichtung eine Lösung entwickelt. In diesem Fall kommt auch die formale Umsetzung nicht zu kurz. Sie ist trocken, sie ist nicht zeitgeistig - wiewohl auf dem heutigen Stand -, sie ist langlebig. Aber sollte das nicht jede Architektur sein?

Spectrum, 05.08.2000 http://db.nextroom.at/tx/7669.html



# Compact City, Bus-Architekten

#### Wohnungen für besondere Lebensweisen

Die Preisträger des heurigen Otto-Wagner-Städtebaupreises heißen »BUS«. Hinter diesem Kürzel verbirgt sich das Architektentrio Laura P. Spinadel, Claudio J. Blazica und Rainer Lalics. Seit 1986 führen sie ein gemeinsames Büro in Buenos Aires und Wien als freischaffende Architekten. »Homeworkers – Wohnen und Arbeiten an der Donaufelder Straße« lautet der Titel ihrer Einsendung und ist der Versuch, eine Verbindung für die Bereiche Leben und Wohnen in einer zukünftigen, multifunktionalen Stadt zu schaffen. Er zeichne sich besonders durch die Übersetzung der Theorie in die Praxis der Realisierbarkeit aus, heißt es in der Entscheidung der Jury.

#### Die Theorie

Die Heimarbeit als neue soziale Realität soll im Pilotprojekt »Homeworkers« eine architektonische Umsetzung erfahren. Neue virtuelle Betriebsformen im gegenwärtigen Übergang von der Industriegesellschaft zur nachindustriellen Gesellschaft führen zu einer Vermischung der Wohn- und Arbeitsräume. Die Architektengruppe »BUS« zieht daraus folgende Schlüsse: Der andere Rhythmus des sozialen Lebens dieser Homeworker könnte ein wichtiger Schritt zu Vitalisierung von reinen Wohngebieten werden. Die Wohnung verliert ihren monofunktionalen Charakter. Die Wohnung wird als Ort der Vernetzung verstanden. Flexibiltiät der Räume, Raumrecycling als Prinzip, um den verschiedenen Lebensabschnitten den passenden gestalterischen Ausdruck zu verleihen; diese Überlegungen bildeten den theoretischen Hintergrund für »Homeworkers«.

#### Die Praxis

Die theoretischen Überlegungen werden nun in einem 10.000 Quadratmeter großen Gelände auf der Donaufelder Straße (Wien-Floridsdorf) architektonisch umgesetzt. Gebaut werden ab 1999, mit einer geplanten Fertigstellung im Herbst 2000, Wohnungen mit Ateliers, Werk-



stätten, Lokale, Büros, Gärten, Spielplätze und vieles mehr. Eine multifunktionale Anlage, die aber keine »Stadt in der Stadt« sein soll, keine idyllische Insel der Heimarbeiter, sondern das Potential dieser Konzeption auch nach außen vermitteln soll.

Das Obiekt »Homworkers« ist bewußt frauenund kinderfreundlich geplant und weist durch die gemischte Nutzung in allen Bereichen intensive Kommunikationsmöglichkeiten auf. Zentrales Element von »Homeworkers«: eine »urbane Platte«, die das Projekt mit jener Dynamik versorgen soll, die nur zum Teil planbar ist, aber jene chaotischen oder zufälligen Rhythmen ermöglicht, die städtisches Leben ausmachen. Wer zu Hause arbeitet braucht umso stärker attraktive Sozialisationsmöglichkeiten in der Freizeit oder in der Pause zwischendurch. Die »urbane Platte« soll der potentiellen sozialen Isolierung der Homeworker entgegenwirken und damit identitätsstiftend für die ganze Anlage sein.

Ob die schönen Visionen der Architektengruppe »BUS« die derzeitge Bauphase überleben werden? Die Werbeagentur Barci & Partner, die für die potentiellen Bewohner sorgen soll, ist davon überzeugt: »Gründen sie 'Homeworkers' mit: Bauen sie vor: Je früher sie sich für 'Homeworkers' entscheiden, desto besser. So können ihre Wünsche und Ideen bereits bei der Planung berücksichtigt werden.«

www.orf.at/orfon/kultur/981102-1015/

Compact-City, Donaufelder Straße 101

SEG – STADTERNEUERUNGS- UND EIGENTUMSWOHNUNGS-GESELLSCHAFT M.B.H.

59 Wohnungen97 Garagenplätze

geplanter Baubeginn: Juni 1999 geplantes Bauende: Herbst/Winter 2001

Die 59 geförderten Eigentumswohnungen sind in einer Größe zwischen 36 und 105 m√angeordnet und verfügen teilweise über Balkon, Loggia oder Terrasse. Eine gute Anbindung an das öffentliche Verkehrsnetz (Straßenbahnlinie 26, U1 und U6 im Nahbereich) sprechen für die Donaufelder Straße als neuen Standort. Ein Abenteuerspielplatz sowie der im benachbarten Objekt untergebrachte Kindergarten sind optimal für berufstätige Eltern. Der objektinterne Merkurmarkt und anderen Verkaufslokalen bieten Einkaufsmöglichkeiten in nächster Nähe. Für gastronomische Vielfalt ist durch verschiedene Restaurants im Objekt gesorgt. In wenigen Minuten zu Fuß erreichbar, beginnt das Naherholungsgebiet »Alte Donau-Marchfeldkanal-Bisamberg«, das für zusätzliche Lebensqualität sorgt.

Die Compact City der SEG erlaubt darüber hinaus eine neue Art des Wohnens. 10 Werkstätten, 12 Ateliers, 22 Büros, 4 Geschäftslokale und die 59 Wohnungen sind so geplant, dass die Bewohner auch die Möglichkeit haben, dort zu arbeiten, wo sie leben. unnötige Anfahrtswege und Zeitverlust sind somit kein Thema mehr. Das Plus: Mehr Zeit für Freizeit.